XVII. Jahrg. Berlin, den 28. November 1908. Nr. 9.



# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Inhalt:





Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.



Berlin, den 28. November 1908.

# Waffenstillstand.

## Majestät.

Unter den Aposteln bin ich der geringste; bin eigentlich, weil ich die Gemeine Gottes verfolget habe, unwürdig, ein Apostel zu heißen. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; doch nicht ich that so, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." Diese Sätze schrieb Paulus an die Korinther. Als Saulus hatte er mit Drohen und Morden lange wider die Jünger des Herrn geschnaubet. War auf dem Weg nach Damaskus dann vom Lichte des Himmels umloht und zum Glauben an den Christus bekehrt worden. Und gestand in Demuth drum den Korinthern, daß er geirrt und erst durch den gnädigen Willen des höchsten Herrn den Pfad ins Land der Wahrheit gefunden habe. Vierhundert Jahre später, als Nestorius von Konstantinopel das Menschliche vom Göttlichen des Christus trennen wollte, als Cyrillus von Alexandria ihm entgegentrat und, um die irdische Abkunft des Galiläers zu heiligen, die Anbetung der jungfräulichen Mutter als neuen Kult heischte, ward nach Ephesus ein Konzil einberufen und in dieser im Erleben des Paulus wichtigen Stadt das alte paulinische Wort zu neuer Geltung gebracht. Cyrillus siegt über die Nestorianer; und die versammelten Bischöfe setzen die Worte „Dei gratia“ vor ihren Titel: weisen sich als demüthige Knechte unter die Gnade des Herrn. Die neue Formel (die, seit der übermächtig gewordene Bischof von Rom das Amt des Statthalters Christi an sich gerissen hatte, erweitert ward und nun lautete: „Dei et Apostolicae Sedis gratia“) blieb lange den Trägern geistlicher Würde vorbehalten. Ins Weltliche sollen die Karlinger, die sich der Abstammung vom metzer Bischof Ar-

nulph rühmen durften, sie eingeführt haben. Vom fünfzehnten Jahrhundert an ist der Herrscher, der unumschränkt über das Leben und die Habe der ihm Unterthanen gebietet, „von Gottes Gnaden“. Noch nicht jeder darf sich „Majestät“ nennen. Die Majestas rei publicae und populi romani war auf die Imperatoren, die des Staates erhabene Hoheit verkörperten, war später auf die Kaiser im Römischen Reich Deutscher Nation übergegangen; wurde den Königen aber bis ins sechzehnte Jahrhundert bestritten. Noch im Friedensvertrag von Cambrai heißt nur Karl der Fünfte Majestät. Heinrich der Zweite von Frankreich, der Mann Katharinens von Medici, ließ sich bald danach von Montmorency und dessen Hofklüngel so nennen; offiziell wurde erst Franz dem Ersten (im Frieden von Crépy) der Titel „Königliche Majestät“ zuerkannt. Europa sieht allerchristlichste (Frankreich), allergnädigste (most gracious; England), katholische (Spanien), allergetreuste (Portugal), apostolische (Ungarn) Majestäten; und alle stützen den Rechtsanspruch ihrer Erhabenheit auf Gottes Gnade. Nur dem Himmelsherrn, sprechen sie, sind wir, die von ihm die Krone empfingen, verantwortlich und nirgends durch Menschensatzung in unserem Handeln gehemmt. Aus dem Worte der Demuth ward ein hochmüthiges Wort; aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit von dem umwölkten Willen ward der Wahn, mit dem Goldreif göttliche Allweisheit erhalten zu haben, die den Gekrönten über den Troß gemeiner Sterblichen hoch hinaufhebt. Die Völker nahmen das neue Wesen geduldig hin. Hatte nicht Roms stolze Bürgerschaft selbst die Gewalt und die Würde des Staates einem Einzelnen, dem Augustus, überwiesen? Kindervolkheiten wollen nicht nach dem Rath kühler Vernunft einen höchsten Vertreter ihrer Interessen küren; wollen nur Einem huldigen, den Gottes Odem gnädig umhaucht. Der übersinnliche Ursprung des Königsberufes wird nicht bestritten. Das Wort aus dem Korintherbrief hat nun anderen Sinn. In williger Geduld beugen die Völker sich unter die sanfte, fast lieber noch unter die harte Hand der Majestät von Gottes Gnaden.

Wie solche Majestät aussah, lehrt die Geschichte auf hundert Blättern. Wie sie aussehen sollte, lehrt, besonders eindringlich, Bossuets Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte. Wir sind weit von der dumpfen Welt Samuels, des Furchtsamen, der Israels von Gott abtrünniges Volk vor dem König warnte. „Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und zu Reitern, die vor seinen Wagen hertraben; sie werden seine Kriege führen, seine Aecker bestellen, ihm Waffen und Rüstzeug schmieden und Geräth fertigen müssen. Eure Töchter wird er zu Köchinnen, Bäckerinnen, Heilgehilfinnen machen. Eure besten Aecker, Weinberge und Oelgärten wird er seinen Knechten

geben, Eure feinsten Jünglinge aber, Eure Knechte, Mägde und Esel für sein Geschäft verwenden. Von Allem, was er Euch läßt, von der Ernte und von den Heerden, wird er ein Zehntel nehmen. Ihr werdet seine Knechte werden. Solches Recht habt Ihr von dem König zu erwarten." Bossuet denkt nicht an einen König, der den Herrn des Himmels auf der Erde entthront hat („Sie haben mich verworfen, daß ich nicht mehr König über sie sei", spricht Jahwe zu Samuel), sondern an die allerchristlichste Majestät, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes steht. „Denn die Könige handeln als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, und sind hienieden seine Statthalter. Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Deshalb ist die Person des Königs heilig, und wer sie mit frevler Hand antastet, lästert Gott. Sie sind vom höchsten Herrn gesalbt und auserwählt, den Willen der göttlichen Majestät auf der Erde zu vollstrecken. In der Ehrfurcht, die man den Königen zollt, ist ein religiöses Element; schon Tertullian hat gesagt, daß wir in ihnen die Wahl und das Urtheil Gottes ehren, der ihnen die Herrschgewalt über die Völker gegeben hat. Weil diese Gewalt ihnen aber von oben kommt, dürfen die Könige sie nicht nach willkürlicher Laune anwenden, sondern mit Gewissenhaftigkeit und Zurückhaltung; sie schulden Gott ja von der Anwendung Rechenschaft. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie graufig das Verbrechen wäre, wenn sie die von Gott ihnen verliehene Macht zum Bösen gebrauchten. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Die Könige mögen ihr Ohr der Wahrheit öffnen, daß sie echten Ruhm nur erwerben können, wenn sie nicht für sich selbst und für ihren Vortheil, sondern für das Wohl der Völker leben. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so bestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande hauft. Auch Undank des Volkes darf die Güte des Königs nicht mindern. Noch weniger darf er persönlichem Empfinden gehorchen; nie darf ihn Laune, Abneigung von noch Hinneigung zu Personen und Dingen beherrschen. Nur die Vernunft soll ihn leiten. Je nach dem Vortheil des Volkes soll er sein Leben der Gefahr aussetzen oder vor ihr bewahren. Einem verhaßten König droht in der nächsten Stunde der Untergang. Wie der König die Hand von unschuldigem Blut rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt. Ueble Nachrede und dreiste Spottsucht kleiden den König noch häßlicher als jeden Anderen. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Daß die Königsmacht absolut ist, beweist nicht, daß sie will-

kürlich angewandt werden dürfe. Die ganze Staatsgewalt Dem zu übertragen, der an ihrer Erhaltung und Wahrung das größte Interesse hat, ist vernünftig. Aber auch die Könige sind dem selben Gesetz unterworfen wie andere Menschen; und sind vor anderen zu höchster Gerechtigkeit verpflichtet. Die Zumuthung ungerechten Handelns müssen sie ablehnen und dieses Eine nur fürchten: Unrecht zu thun. Furchtlos müssen sie sonst sein, von festem Charakter und Muth. Gefestet auch gegen den Ansturm der Günstlinge. Unbeirrbar in reiflich erwogenem Entschluß. Meinungwechsel, Weichheit, Unentschlossenheit taugen nicht auf den Thron. Wer sich einschüchtern läßt, ist kein rechter König. Die Schwierigkeit der Geschäftsführung kann nur durch unermüdliche Arbeit überwunden werden. Eigensinn ist nicht Festigkeit. Wer auf dem Thron um jeden Preis seinen Willen durchzusetzen trachtet, wird den Völkern zur Gottesgeißel. Starrheit kann, wie Weichheit, zum Verhängniß werden. Drehe Dich nicht nach jedem Wind, mahnt der Prediger Salomo; aber auch: Versuche nicht, den Lauf eines Flusses zur Umkehr zu zwingen! Willst Du über ein Volk herrschen, so beherrsche zunächst Dich selbst; dämme Laune und Leidenschaft. Einer, der sich große Macht wünscht, muß sich, nach dem Wort des Augustinus, vorher einen unbiegsam graden Willen wünschen. Darf auch den Schein der Schwachheit nicht scheuen. Solche Scheu wäre die ärgste Schwäche. Fester Wille ist die Frucht der Weisheit. Weisheit und rechte Vernunft helfen den Fürsten zu allen Gütern, die sie brauchen. Den weisen König, der sich zurückhält und nur da, wo es nothwendig wird, kraftvoll handelt, ehrt Jeder gern. Dieser König kennt die Gesetze und die Geschäfte; kennt vor Allem aber auch sich selbst. Nicht Alles schickt sich für Alle. Drum muß man wissen, wozu man sich eignet. Mancher würde für ein bestimmtes Geschäft sehr gut passen und wird dennoch verächtlich, weil er sich einem widmet, für das er nicht paßt. Seine Fehler und Mängel erkennen: wer Dies erreicht, ist wichtiger Wissenschaft voll. Die von Schmeichlern umlagerten Könige erreichen dieses Ziel selten. Sie sollten nicht nur auf die alten Propheten hören, sondern in Jedem, der ihnen Fehler und Mängel ihres Wesens zeigt, den von Gott zur Enthüllung der Wahrheit Gesandten sehen. Mag der Mund, der unbequeme Wahrheit spricht, ihnen gefallen oder mißfallen: nur wer Tadel verträgt, darf sich der Herrschaft über sich selbst rühmen. Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ekklesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, sagt Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach

ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt auch der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viel redet und wenig hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen. So stehts unter den Sprüchen Salomos. Und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauern beraubte Stadt. Viele Könige haben durch verwegene, unbedachte Rede Unruhe gestiftet. Drum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellt Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe! Der König soll nicht glauben, daß er Alles sehe, Alles wisse, mit seinen Augen auskomme und des Rathes nicht bedürfe. Er braucht Berather und muß dafür sorgen, daß diese Berather in voller Freiheit vor ihn hintreten dürfen. Der beste Berather ist die Zeit: sie entschleiert die Geheimnisse und liefert die Gelegenheiten. Der Rückblick auf Vergangenes lehrt Künftiges klar erkennen. Geht nicht über den von Euren Ahnen gezogenen Grenzstrich hinaus und wahrt die Grundsätze, auf die einst die Monarchie gebaut ward und auf denen sie gut geruht hat: auch diese Weisheit lehrt Salomo. Und im Deuteronomium sind die Großen vor dem Glauben an Vogelschauer, Zauberer, Geisterbeschwörer, Totenbefrager gewarnt. Hütet Euch, Ihr Könige der Erde, die Trüger, die sich Astrologen, Zeichendeuter, Geisterseher nennen, in Eure Nähe zu lassen! Wähnet auch nicht, daß Eure Majestät in dem Pomp, der um Euch ist und dessen Glanz den gemeinen Mann blendet, offenbar wird. Die Majestät ist das Bild der göttlichen Größe, die in dem König wirkt. Der König ist nicht als Privatmann anzusehen; er gehört der Oeffentlichkeit. Das ganze Staatswesen ist in ihm lebendig, des ganzen Volkes Wille in seinen einbegriffen. Die Majestät hat er von Gott. Der gab sie ihm zum Heil der Völker, die der Führung durch eine höhere Macht bedürfen. Gebraucht drum, Ihr Könige, kühnlich Eure Macht: denn sie ist göttlichen Ursprunges und dem Menschengeschlecht heilsam; bleibt in ihrem Besitz aber demüthig. Im Innersten läßt sie Euch schwach. Trotz dieser Macht könnt Ihr sündigen, müßt Ihr sterben. Und vor Gottes Thron bürdet sie Euch nur eine noch schwerere Verantwortung auf." Diese Sätze sind aus den zehn Büchern des Werkes zusammengetragen, das Bossuet, der Bischof von Meaux, der Kronprinzenerzieher, seinem Zögling gewidmet hat. Sie genügen zu dem Beweis, daß auch er, der die christliche Majestät mit dem Auge des Augustinus sah, den Kaisern und Königen nicht Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart zuschrieb. Daß ihm die Völker nur noch nicht reif für die Aufgabe schienen, ihres Schicksals Ring selbst zu schmieden.

Die aber fühlten sich, im Westen wenigstens, reif; fanden sich mündig und langten aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre. Der Brite schritt tapfer voran. Während des Kampfes zwischen Sachsen und Franken, zwischen der Weißen und der Rothen Rose hatte in Angelland tyrannische Willkür geherrscht, dem Recht Gewalt angethan und das Parlament in ein Schattendasein geknebelt. Als nach dem Tod Elisabeths der Schottenkönig Jakob, der Sohn Mariens Stuart und ihres Darnley, den Angelnthron bestiegen hatte, sah Britanien einen neuen Monarchentypus. Der Mann, den Schmeichler den britischen Salomo nannten, mochte den Satz des Seneca, daß nicht der Staat dem König, sondern der König dem Staat gehöre, nicht anerkennen; er verachtete den weisen Lehrer und eiferte dem tollen Schüler nach: schwelgte beinahe neronisch in üppigen Prunkfesten und im Arm schlanker Jünglinge, haschte nach dem Ruhm des Literaten und des Theologen und tröstete sich im Kreis der Freunde an den Künsten der Zauberer und Geisterbeschwörer. Er war unstet, treulos, geschwätzig, feig, von schwächlichem Willen: der Prototypus des im Geschlechtsempfinden Angekränkelten. Wollte aber den allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen Vater des Volkes mimen, jede sein Königsrecht hemmende Schranke wegräumen und den ihm Unterthanen sich in der Glanzrolle des Statthalters Gottes zeigen. Seine „Opera“ vertheidigen den Absolutismus der Königsgewalt; die Werke seiner Regirung haben erreicht (was die Häuser York und Plantagenet nicht vermocht hatten), daß der Brite der Frage nachzudenken begann, ob es vernünftig sei, die ganze Staatsmacht Einem anzuvertrauen und in dem fuchtelnden, schwatzenden, schmatzenden Komoedianten den Träger göttlicher Gnade anzustaunen. Jakob selbst kam noch glimpflich davon; hat weder die freche Anmaßung seines Gottähnlichkeitwahnes noch die Liebschaften mit den Kerr und Konsorten gebüßt. Als sein Sohn Karl aber (1628) dem Haus der Lords zurief, er schulde für sein Handeln nur Gott Rechenschaft, als er zwölf Jahre lang ohne Parlament regirte, auch den Privy Council, die Versammlung aller hohen Beamten, nicht berief, sondern mit seiner Kamarilla die Geschäfte bebrütete, brach das Unwetter los. Ein Volk ohne König, sprach das Unterhaus, können wir uns vorstellen, nicht aber einen König ohne Volk. The king kan do no wrong: Das heißt nicht, Alles, was der König thut, sei Recht, sondern, dem König sei verwehrt, Unrecht zu thun, und er müsse deshalb, wenn er sich in den Grenzen seiner Macht halte und nicht, nach Bractons Wort, aus einem Statthalter Gottes sich in einen Satanspriester wandle, immer und überall das Rechte thun. Die Gewalt hat er vom Volk; hat sie nur so lange, wie er dem Gesetz,

das über ihm ist, gehorcht. Diesen Rechtszustand dankt England dem klaren Blick seines Adels; den muthigen, auch zum Opfer muthigen Baronen, denen Pitt später so beredt den Dank des freien Volkes ausgesprochen hat. Und es war früh entschlossen, diesen Idealbesitz sich nicht verkümmern zu lassen. Karl heischt Vertrauen (confidence) und wüthet, wenn im Parlament Argwohn (jealousy) laut wird. Er versichert das Haus der Gemeinen seiner väterlichen Liebe (Messages of Love), beruft sich feierlich aber auf seine Souverainetät und hofft, mit unverbindlichen Redensarten die Helfer zu schwichtigen. Vergebens. Sir Edward Coke, der greise Vertreter des britischen Rechtsbewußtseins, ruft ihm zu: „Auf zärtliche Botschaft ist kein Verlaß. Auch nicht auf mündliche Betheuerung des Königs. Ich will Seiner Majestät nicht mißtrauen. Auf unsere Beschwerde, die bis ins Einzelne begründet ist, hat der König aber nicht mit allgemein giltigen Versicherungen zu antworten, sondern mit einer Urkunde, die auf jeden Punkt unseres Protestes eingeht. Souverainetät ist ein schönes Wort; taugt aber nicht in das Rechtsgebäude, das unter Mitwirkung des Parlamentes errichtet worden ist, und kann dessen Grundmauern nach und nach lockern. Unser Recht ruht auf der Magna Charta; und dieser stramme Bursche duldet keine souveraine Gewalt über sich." Diese Worte wurden bei der Berathung der Petition of Right gesprochen. Die Warnung des ersten Rechtslehrers verhallt ungehört. Und am dreißigsten Januartag des Jahres 1649 verblutet, vor dem Schloßthor von Whitehall, Karl Stuart auf dem Schafot.

Das Wetter zieht weiter; zieht, langsam, über den Kanal. Auch im Land Ludwigs des Heiligen bröckelt der alte Glaube, nagt der Holzwurm im überlieferten Gebälk. Auch hier soll der König fortan nicht nur dem Himmelsherrn, soll er dem vom Volk beschlossenen Gesetz verantwortlich sein. Wie die ersten Stuarts, so haben auch die letzten Louis in ihrem Reich ein Pachtgut gesehen, dessen Einkünfte des Königs Taschengeld, dessen sechsundzwanzig Millionen Bewohner dem König hörig sind; einen Jagdgrund, auf dem launische Willkür birschen und feistes Wild vor die Schußgabel treiben darf. Ludwig der Sechzehnte giebt für seine Hofgarden in jedem Jahr acht, für seinen Stall sechs Millionen Livres aus; seine Jagdliebhaberei kostet alljährlich ungefähr zwölfhunderttausend Francs. (Im Verlauf von vierzehn Jahren hat er mehr als zweihunderttausend Thiere getötet; an einem Tag, dem letzten Augusttag des Jahres 1781, nach eigener Aufzeichnung vierhundertsechzig.) Die Hofhaltung des Königs und seiner Verwandten, in der fünfzehntausend Personen beschäftigt sind, verschlingt fünfundvierzig Millionen: den zehnten Theil der Staatseinnahmen. Von 1775 bis 1789 hat der König 1562 Tage

auf der Jagd, 370 auf anderen Reisen und Ausflügen verlebt. Am fünften Oktober 1789 schreibt er in sein Tagebuch: „Jagd bei Chatillon; 81 Stück erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen.“ Die Ereignisse: damit war der Parisermarsch nach Versailles gemeint; das erste unüberhörbare Grollen der Revolution. Noch am zwölften Oktober hat er in Port-Royal auf Hirsche gejagt. Drei Jahre und drei Monate vergehen: und Ludwigs Haupt liegt unter dem Fallbeil. Bossuet hat zu innerer Läuterung gemahnt, Robespierre, nach Cromwells Beispiel, des Eisens Schärfe verordnet. Aus dem Insularvorgang war, spät freilich, ein europäisches Datum geworden. Und als Bonaparte, aus einer Korsenfamilie, deren plebejischen Ursprung jeder Schüler nachweisen konnte, den Thron der Lilienkönige bestiegen hatte, mußte (nach dem Prophetenwort Josephs de Maistre) allen Königen ein neuer Morgen dämmern. Kein heller. Die Vernunft saß zu Gericht, grinste höhnisch, wenn von den Angeschuldigten Einer sich auf Gottes besondere Gnade, die in ihm wirke, berief, und wollte nur eine Majestät noch anerkennen: die vom Volke kommt, für Thun und Lassen, Sieg und Niederlage dem Volk verantwortlich ist.

Fritz von Preußen hatte, als ihm von Paris und Versailles erzählt ward, gesagt, wenn er König von Frankreich wäre, würde er zunächst einen anderen König ernennen, der an seiner Stelle den Hof zu halten hätte: denn die zur Huldigung bereiten Nichtsthuer brauchen einen Faulpelz, der sich huldigen läßt. Der Sohn des gekrönten Korporals hat die Lehre Massillons besser als Ludwig der Fünfzehnte verstanden. Schon als Jüngling die Fürsten vor dem schwächenden Wahn gewarnt, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker geschaffen. Und bis an seines Lebens Ende die Warnung oft wiederholt. „Die Könige haben auf dieser Welt nur die Aufgabe, die Menschen glücklich zu machen, und müssen mit dem Blut des Volkes, als des Körpers, dessen Seele sie sind, mit dem Blut der Bürger geizen, in denen sie ihr Ebenbild sehen. Die gute Meinung, die ich von den heute regirenden Königen habe, läßt mich hoffen, daß sie verdienen, die Wahrheit zu hören. Das beste Lob spendet Der ihnen, der vor ihrem Ohr offen alle das Königthum erniedernde, Menschlichkeit und Gerechtigkeit schändende Laster eines Königs zu tadeln wagt.“ Mit diesen Sätzen schließt der „Antimacchiavell“. „Glaube nicht, daß Dein Land für Dich geschaffen ward, sondern sei gewiß, daß die Vorsehung Dich auf die Welt kommen ließ, um diesem Volk das Glück zu bringen. Denke an seinen Wohlstand stets eher als an Dein Vergnügen. Der Erdkreis wird Dich bewundern, wenn Du dem Nutzen des Volkes Deine Wünsche zu opfern weißt.“ („Fürstenspiegel“; Lehrbrief an den jungen Her-

zog Karl Eugen von Württemberg.) „Der König muß sich oft an die Stelle des armen Mannes versetzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste der ihm Unterthanen, und als erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben." („Ueber die Formen der Regirung und die Pflichten der Könige.") Den Ursprung der Souverainetät findet er in dem menschlichen Streben nach festem, für Alle gleichen Gesetz. Er rühmt den englischen Parlamentarismus, der dem König alle Kraft zum Guten, doch keine zum Schlechten lasse, als das Muster verständiger Regirung. Aendert im Kirchengebet die Worte „Ihro Majestät unserm theuersten König" in „Deinen Knecht, unseren König." Und schreibt mit bescheidenem Stolz in sein Testament: „Die Staatseinkünfte habe ich wie die Bundeslade betrachtet, die keine profane Hand berühren darf. Was ich für mich brauchte, war in keinem Jahr mehr als zweihundertzwanzigtausend Thaler. Von den öffentlichen Einnahmen habe ich niemals meinem Privatgebrauch Etwas zugewendet." Mit Hobbes spricht er: Salus populi suprema lex esto! Schreibt an D'Alembert: „Die Hauptpflicht des Fürsten ist, taugliche Geschäftsleiter zu wählen." Kennt kein Vorurtheil. „Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wer immer regirt hat, ist, wie ein Gott, an den Weihrauch gewöhnt und müßte verschmachten, wenn ihm das Lob versagt bliebe. Der König nennt sich zwar ‚Wir', ist aber nicht etwa vielfach da. Wie der Herrgott während der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen." So spricht er. Noch als grämlicher Greis. Und wirkt so stark auf die Feinde selbst, daß Leopold der Zweite an Marie Christine schreibt: „Auch der Erbkönig ist nur ein Beamter seines Volkes." Da ist die Ernte aus fritzischer Saat.

Daß über Preußen, während von West her der Sturm heulte, der Himmel hell blieb, war das Verdienst des Königs, der neuen Geist in die alte Form goß, und des Volkes, das noch nicht wollen gelernt hatte. Auch unter dem dicken Lüdrian und Wundersucher nicht lernte. Nach dem Tag von Jena noch sich im Pferch der Unterthänigkeit leidlich wohl fühlte. Einen König nach dem Herzen Bossuets hätte es angebetet (und vielleicht gar gemerkt, daß er, trotz Aufklärung und Vernunftherrschaft, dem Monarchen von Fritzens Gnaden ziemlich nah verwandt ist); Friedrich Wilhelm der Dritte aber war ein allzureiz-

loser, allzu unköniglich kleinmüthiger Herr. Als in der vorigen Woche der hundertste Geburtstag der preußischen Städteordnung gefeiert wurde, sagte im berliner Rathhaus der König: „Mit der Gewährung der Selbstverwaltung hat mein Ahn seinem Volk einen Beweis seines Vertrauens gegeben und an die geistigen und sittlichen Kräfte des Bürgerthums appellirt." Wars so? Friedrich Wilhelm hat sich um die Reform der Stadtverwaltung nicht gekümmert. Erst als Alles fertig war, erfuhr ers aus dem Immediatbericht der Minister Schroetter und Stein; und dieser Bericht verschwieg, damit der König nicht die Unterschrift weigere, den Theil, den militärische Mißbräuche an dem Verfall der Städte hatten. Dem Bürgerthum vertraute, an das Bürgerthum appellirte in der Zeit schwerer Noth Freiherr vom Stein (den Wilhelm der Zweite nicht erwähnte); nicht der König. Der hatte im Sommer die Vorschläge der Triumvirn Stein, Scharnhorst, Gneisenau abgelehnt, den Gedanken des Freiherrn, die Nation zum Aufstand zu bewegen, weit von sich gewiesen und vertraute dem Franzosenkaiser mehr als dem eigenen Volk. Dem im Bürgerthum beliebten Minister wich er aus, hörte gern, daß die Höflinge ihn schalten und höhnten, daß Hardenberg und Goltz gegen ihn wühlten, und entließ ihn fünf Tage nach der Sanktion der Städteordnung aus seinem Dienst. Der undankbare König bedachte nicht, ob dieser Mann der Nation nützen könne; war froh, den Unbequemen mit guter Manier loszuwerden. Und dürfte von einem preußischen Ministerpräsidenten, der seinem König eine Festrede zu liefern hat, drum nicht gelobt werden. Eine winzige Majestät. Die sich klüglich auch im Schatten hielt. Auf den dritten Friedrich Wilhelm folgt der vierte. „Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig." So spricht er. Muß unter der schwarzrothgoldenen Fahne umherreiten, vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen, unter die Urkunde der Verfassung seinen Namen setzen. Die Bureaukratie hat er sein Leben lang gehaßt (vor Herren dieses Schlages dürfen selbst umkettete Byzantiner sie ungefährdet bespötteln); ihre ernste Formenstrenge nie gewürdigt, ihr stolzes Pflichtbewußtsein als „Dieneranmaßung" getadelt und nicht eingesehen, um wie viel früher er ohne ihre treue Arbeit von der steilen Höhe geglitten wäre. Der Rausch der Huldigungtage war ja kaum ausgeschlafen: da merkten die Berliner schon, mit wem sie jetzt zu thun hatten, und verzerrten des Königs stete Formel „Das gelobe und schwöre ich" in den Schnodderwitz: „Das jlobe ick schwerlich!" Die

Majestät war vom Fluch der Lächerlichkeit umkrallt. Der König von Gottes Gnaden zur Zielscheibe des Pöbelspottes geworden. Und just dieser Monarch hatte sich an den Mystikerwahn verloren, in einer gewandelten Welt könne er ein anderes Gottesgnadenthum, als in demüthigem Sinn es Paulus einst, der Apostel geringster, träumte, er allein zu neuem Leben erwecken.

## Lysis?

Am siebenzehnten Novemberabend lasen wir im amtlichen Theil des Reichsanzeigers die folgenden Sätze: „In der heute dem Reichskanzler gewährten Audienz hörte der Kaiser einen mehrstündigen Vortrag des Fürsten von Bülow. Der Reichskanzler schilderte die im Anschluß an die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph' im deutschen Volk hervorgetretene Stimmung und ihre Ursachen; er erläuterte ferner die Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellationen eingenommen hatte. Der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernst entgegen und gab seinen Willen dahin kund: Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Uebertreibungen der öffentlichen Kritik, erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Dem gemäß billigte der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens." Seit dieser Abendstunde hoffen gläubige Herzen wieder. Hat das Fieber, das zwanzig Tage lang den Leib Deutschlands schüttelte, um ein paar Gradtheilchen von seiner ungesunden Hitze verloren.

Der Text ist genau zu prüfen. Der Vortrag war nicht mehrstündig; hast fast genau hundert Minuten gedauert. „Im Anschluß an die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph'" ist die Stimmung „hervorgetreten". Also nicht durch sie erst geschaffen worden (der Stil ist schlecht, der Sinn aber unzweideutig) und deshalb sind ihre Ursachen zu schildern. Das thut der Kanzler; und erläutert die Haltung, die er im Reichstag „eingenommen hatte". Erläutert, warum er am ersten Tag nicht anders sprach, am zweiten schwieg. Daß der Kaiser ihm „mit großem Ernst" zuhörte, brauchte nicht offiziell erwähnt zu werden. Sollte er lachen? Lächelnd das Damenwort wiederholen, eine Compagnie werde genügen, um den Reichstag zur Raison zu bringen? Er hätte sich selbst aufgegeben, wenn er nicht ernsthaft geblieben wäre. Und was kündet sein Wille? Manches, was ihm öffentlich vorgeworfen worden ist, dünkt ihn übertrieben und deshalb ungerecht. (Natürlich. Wann hat ein so hart Ge-

tadelter je anders empfunden? Und konnte er, als Kaiser, zugeben, daß jeder Vorwurf ins Schwarze traf? Ists nicht genug, daß er jeden, ohne Rachsucht zu zeigen, hinnahm? An dieser Wortverbrämung zu zupfen, ist unklug.) Trotzdem erkennt er, daß die „verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten" (der Plural ist seltsam; die Reichsverfassung kennt nur eine Verantwortlichkeit: des Kanzlers; der nicht das Recht hätte, sie mit dem Kaiser kollegialisch zu theilen) künftig gewahrt werden müssen, weil sonst die Stetigkeit der Reichspolitik nicht zu sichern ist. Besinnt, was Ihr hörtet. Wilhelm, der seit zwanzig Jahren Kaiser ist, sagt, die Reichspolitik müsse strenger, die von der Verfassung bestimmte Verantwortlichkeit gewahrt werden. Kann er mehr sagen? Schwereren Fehl, vor Europens gespitztem Ohr, auch nur andeuten? Die Politik war nicht stetig, weil zwei Leitungen den Verkehr mit den fremden Mächten vermittelten: eine kaiserliche und eine des Kanzlers. Von nun an soll die Exekutivmacht, das Recht zu Handlung und thatgleichem Wort nur dem Verantwortlichen zustehen. Das wird im Reichsanzeiger amtlich verkündet. Und das Wichtigste kommt noch: „Der Kaiser billigt die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstag." Was sprach Dessen Mund?

Die Interview, sprach er, hat „großen Schaden", eine „verhängnißvolle Wirkung", ein „Unglück" ins Reich gebracht. In den Hauptpunkten war das von Wilhelm zu dem Oberst Stewart Wortley und zu dem Journalisten Harold Spender (dem Bruder Alfreds, der die „Westminster Gazette" redigirt) Gesagte, von Wilhelm Gelesene, Gelobte, mit der Druckerlaubniß ans Licht Gelassene nicht richtig. Kein Burenkriegsplan: „akademische Erörterungen über die Kriegführung im Allgemeinen". Keine Entschleierung von Staatsgeheimnissen: „berechtigte Mittheilung, weil versucht worden war, unsere Haltung zu verdächtigen". Kein Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans: „wir denken gar nicht daran, uns im Stillen Ozean auf maritime Abenteuer einzulassen." Und die Angabe, die Mehrheit der Deutschen sei gegen England, lasse sich auch nicht halten. Der Kaiser müsse sich auch in seinen Privatgesprächen die Zurückhaltung auferlegen, die für eine einheitliche Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist. („Auch", nicht: „nur" in seinen Privatgesprächen.) Sonst könne kein Kanzler die Verantwortung tragen. Das hat Fürst Bülow gesagt. Das hat der Kaiser gebilligt. Und diese Billigung ist im Reichsanzeiger dem Erdkreis gekündet worden. Wer mehr fordert, vergißt, daß ein Kaiser nicht reden kann wie ein Kutscher. Noch wie ein slavischer Sünder, der das Kreuz auf sich nimmt und von der Gemeinde der Rechtgläubigen Verzeihung erbittet. Vergißt auch, daß der Reichstag nach langem Gerede nichts postulirt und die ganze Last dem Kanzler aufgepackt hat (der, weil er sie

nicht mit kleidsamem Gestus abwarf, sogar von einem Stallmächtigen und von anderen Freunden des ungemein thätigen Donnersmärckers gescholten ward). Ich muß die Verfassung künftig höher achten, besser für die stetige Einheit der Politik sorgen, mich vor jeder Ingerenz in den Rechtsbezirk des allein Verantwortlichen hüten; ich habe Falsches erzählt, dem Reich großen Schaden gethan und darf nicht mehr so viel reden: Einer, der Kaiser und König bleiben will, konnte nicht härtere Sühne gewähren. Einem, dem zwanzig Jahre lang gesagt worden ist, daß er als Assyriologe eben so riesengroß sei wie als Techniker, als Prediger und Regisseur so hoch übers Mittelmaß aufrage wie als Segler und Aesthetiker, als Regent die stärksten Kräfte der berühmtesten Ahnen in sich vereine, einem so mit Schmeichelei Ueberfütterten muß diese Erklärung schwer geworden sein. Sie ist ohne Beispiel in der Geschichte moderner Fürsten. Ist eine Urkunde, die nie vergilben kann und im Erleben des Reiches und des deutschen Königsrechtes wirklich ein „Markstein"; ein papierner: der dennoch wie Erz dauern und bezeugen wird: Wilhelm, von Gottes Gnaden Kaiser und König, hat sich vor dem Willen der Nation gebeugt.

Sich unter die Kritik des Kanzlers gestellt, den er zu ernennen hat, und vor allem Volk laut gesagt: Sein Tadel war gerecht und ich muß anders werden. Eine Bürgschaft hat er freilich nicht gewährt. Welche auch? Die Reichsverfassung bedarf keiner Aenderung; sie giebt dem Bundespräsidenten, dem „Neutrum" und „Charaktermajor", nicht zu viele Rechte. Das, den Kanzler zu ernennen, kann der Reichstag leicht dadurch unwirksam machen, daß er einem Kanzler, der ihm nicht paßt, das Gehalt oder auch das ganze Budget weigert. Die Reichsverfassung bietet dem Volke genug; nur muß mit viel regerem Eifer als bisher für die Wahrung ihres Geistes gesorgt werden. In Preußen ists anders; wo aber ist die Partei oder Koalition, die auch nur daran denken kann, Preußen zu modernisiren? Der König von Preußen ist Monarch; der Kaiser ists nicht. Aus Preußens Boden wächst dem primus inter pares eine Macht zu, die zum Mißbrauch verleiten könnte. Da droht eine Gefahr. Die sich vor dem Mehrheitwillen ducken, dürfen aber nicht klagen, wenn diese Mehrheit Anderes will als sie. Erzwingt in Preußen das Wahlrecht, zermalmt Konservative und Centrum zwischen dem blaßrosigen und dem blutrothen Mühlstein der Demokratie: und schließt dann mit dem König einen neuen Vertrag, der Euer Sehnen stillt. Einstweilen ists nicht zu erreichen; und nur Kinder langen nach Unerlangbarem. Was sonst? Ein bündiges Versprechen, artig zu sein und „es nicht wieder zu thun"? Das wäre das Ende aller Kaiserei. Seit dem siebenzehnten Novemberabend ist aus dem Majestätgedanken ein beträcht-

liches Stück herausgebrochen; eins, das nie wieder eingefügt werden kann. Das ist nicht des Volkes Schuld, sondern des Kaisers. Weh Dem, der wähnt, was da, nach zwanzig Jahren in zwanzig Tagen, verloren ward, sei je zu ersetzen!

Wilhelm hat den Kampf, zu dem Mancher ihn bereit glaubte und der ihm von Hofmarodeurs empfohlen ward, nicht ausgefochten. Das war verständig. Denn das Reich ist in den vier Lustren des Schwankens und Wankens, Zauderns und Plauderns so siech geworden, daß es solchen Kampf kaum heil überstanden hätte. Wilhelm hat (wie auf anderem Feld Fürst Bülow) gethan, was sein Interesse gebot. Wer ihm dafür Dankeshymnen singt, beweist nur, daß er politisch unmündig geblieben ist und nicht verstanden hat, um welches nationale Gut gekämpft wird (beweists auch, wenn er im Reichstag die stattliche Fassade des Parteiführers zeigt). Hier ist gar nichts zu danken. Ist weder für Vertrauen noch für Vergessen in den Hirnen schon Raum. Vertrauen will durch Thaten erworben sein; Worte, selbst solche härtester Selbstzüchtigung, genügen nicht. Am Geburtstag der Städteordnung hat Wilhelm der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß „an trüben Tagen aufsteigende Wolken ihren Schatten niemals trennend zwischen mich und mein Volk werfen werden". (Zwischen mein Volk und mich: wäre richtiger gewesen; denn vor dem König war das Volk, nach dem König kann das Volk sein und es hat ihn, nach Fritzens Wort, nur gekürt, um für Recht und Gesetz einen höchsten Hüter zu haben, den persönliches Interesse an des Landes, des Volkes Sorge und Sehnsucht binden muß.) Der Schatten liegt wie ein Bahrtuch zwischen Volk und Herrscher. Der Wunsch, daß er sie, die unlöslich geeint sein sollten, nicht für immer trenne, darf nicht vergessen lehren, was dieser Herrscher diesem Volke angethan hat.

## Hale.

Einem deutschen Zeitungschreiber hat der Deutsche Kaiser des Herzens Schrein nie noch entriegelt. Engländer, Amerikaner, Romanen fanden den Weg zu ihm. Auch ein Beschwerdepunkt: die bis zur Umwerbung gehende Begünstigung der Ausländer. Mancher deutsche Künstler, Gelehrte, Industrielle, Kaufmann gäbe ein Jahr seines Lebens hin, um Wunsch und Planen ins Ohr des Kaisers zu bringen. Kann aber nicht erreichen, was den Armour, Menier, Etienne, Gunsbourg in den Schoß fällt. Das Ansehen der Deutschen wird schmaler, wenn ihr Repräsentant sie seltener als Fremde in seine Nähe zuläßt. Unter den Amerikanern, die ans Ziel kamen, war auch der Journalist William Bayard Hale. Zwei Stunden lang hat der Kaiser zu ihm gesprochen. Was er da gesagt hatte, sollte veröffentlicht werden; nach dem Willen des Auswärtigen

Amtes, dem der Bericht vorgelegt worden sein soll, in einer Monatschrift ersten Ranges. Nach dem londoner Oktoberskandal mühten die Leiter des Amtes sich hastig, die Veröffentlichung zu hintertreiben, und stimmten (mit welchen Argumenten, sei hier nicht untersucht) den Verlag des „Century Magazine" wirklich zum Verzicht auf den fetten Bissen. Nun sind wichtige Theile des Berichtes in Pulitzers newyorker Zeitung „World" dennoch ans Licht gekommen.

Was Wilhelm dem für Zeitungen schreibenden Clergyman gesagt haben soll, klingt beim ersten Hören unglaublich. Horcht! England hat, da es sich den Japanern verbündete, die Sache der weißen Rasse verrathen und wird in naher Zeit für diese Sünde zu büßen haben. Der Krieg um die Zukunft des Stillen Ozeans ist nicht lange mehr zu vermeiden. Wenn zwischen den Vereinigten Staaten und Japan der blutige Kampf beginnt, muß England wählen. Bleibt es dem Bündnißvertrag treu und ficht für die Gelben, so wird es in der weißen Welt verhaßt und verliert mindestens in Amerika seine Kolonien; daß Australien und Neuseeland ihm auf diesen Weg nicht folgen würden, zeigt schon die Einladung, die das Sternbannergeschwader jüngst an ihre Küsten rief. Läßt es die Japaner im Drang allein, so schürt deren wüthende Enttäuschung in Indien die fortglimmenden Funken; in ganzen Stößen liegen Proklamationen in Tokio fertig und der Aufruhr wäre das Werk kurzer Wochen. Diese gefährliche Wahl wird den Briten nicht erspart. Und wer, wie Deutschland, unter britischem Hochmuth leidet, wer, wie Wilhelm, vom König Eduard zwei Jahre lang „geschnitten" worden ist, muß wünschen, daß diese Entscheidung nicht zu lange hinausgeschoben werde. Mit den Vereinigten Staaten ist das Deutsche Reich einig. Beide werden, mit der Hilfe der Mohammedaner, die für diesen Fall mit deutschen Gewehren bewaffnet, von deutschen Offizieren erzogen sind, gegen die anglo-japanische Koalition kämpfen, sie niederzwingen und sich China verbünden, dessen Gebiet unantastbar und allen Völkern offen sein soll. Als Preis verlangt Deutschland nur Egypten und das Recht, den Türken das Heilige Land zu entreißen. Dann droht von Asien keine „gelbe Gefahr"; bleibt Europa auch vor dem Schrecken britischer Hegemonie bewahrt. Das Volk, das den schnöden, niederträchtigen Krieg gegen die Buren geführt hat, ist von Gottes Zorn bedroht. Mit Frankreich wird, wenn der Britenleu erst aus der Hand frißt, Deutschland sich leicht verständigen. Britanien ist ein sinkendes Reich und sein König . . . Auf Eduards Haupt hageln die Pfeile.

Alles erfunden, heißts in Berlin; nie hat Wilhelm auch nur ein ähnlich klingendes Wort gesprochen. Die Offiziösen sagens; der Kanzler wiederholts und unterstreicht die Ableugnung noch dick. Das befiehlt ihm die Pflicht.

Und England dankt ihm, daß er sie so pünktlich erfüllt und dem Foreign Office dadurch die leidige Nothwendigkeit erspart, in Berlin um Aufklärung des unfreundlichen Aktes zu bitten. Ist aber wirklich Alles erfunden? Trotzdem Handschrift und Korrekturen des Herrn Hale in Pulitzers Millionenblatt faksimiirt zu sehen waren? Keiner glaubts. „Nach allgemeiner Ansicht ist der Bericht glaubwürdig. Er läßt den Kaiser zwar nicht in der ersten Person, nicht in direkter Rede sprechen; giebt aber ungefähr ein Dutzend seiner Aussprüche, die eben so heftige Feindschaft gegen England wie hitzige Freundschaft für Amerika verrathen. Die Interview war sehr lang und wir werden wohl noch mehr von ihr erfahren." (Daily Chronicle.) „Als Herr Hale dem Auswärtigen Amt das aus dem Munde des Kaiser Gehörte mitgetheilt hatte, hieß es dort, schon die leiseste Andeutung könne die Welt in den unseligsten aller Kriege reißen; unverantwortlich, meinten die Offiziösen, sei, daß der Kaiser die Launen seines Temperaments nicht sorgsamer eindämme. Ob Herr Hale jetzt leugnet oder nicht: daß der Bericht korrekt ist, unterliegt nicht dem leisesten Zweifel." (Standard.) „In Deutschland wird der Bericht natürlich für falsch erklärt; er giebt das Gehörte aber treulich wieder. Bald nach dem Frieden von Portsmouth kamen ein paar Kongreßmitglieder aus Washington nach Berlin, wo der Kaiser sie empfing. Er sprach rückhaltlos offen zu ihnen, bat sie aber dringend, nichts von dem Gehörten an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Was er ihnen sagte, war, in die Sprache der Alltagspraxis übertragen, genau so wie das jetzt in Amerika Gedruckte." (Morning Post.) Und so weiter. Von allen für die Urtheilsfindung Wichtigen zweifelt im Innersten Keiner an der richtigen Wiedergabe des Gespräches (nicht einmal Herr Stead, der Weltfriedensapostel). Sie zu bestreiten, könnte das Patriotengefühl uns drängen. Dessen Regung diesmal aber unwirksam bleiben müßte. So spricht Wilhelm der Zweite. In solchem Umfang wird er von wechselnden Stimmungen beherrscht. Wir wären verpflichtet, die Möglichkeit zu leugnen, daß der Deutsche Kaiser, der fünfzig Jahre alt ist und seit zwanzig Jahren regirt, zu einem Fremden bei erster Begegnung so sprechen könne, — wenn wir nicht leider wüßten, daß er so spricht, zu Vielen schon so gesprochen hat. Das Yankeeblut mag Einzelnes übertrieben haben. Egyptens Eroberung wäre, zum Beispiel, nur denkbar, wenn wir Malta und mindestens eine Seite der Heraklessäulen besäßen, also sämmtliche Großmächte Europas für uns gewonnen oder überwunden hätten. Doch was nützt die Beleuchtung solcher Mängel? Was die derbste Ableugnung? Der Sinn ist, mag Herr Hale, aus triftigen Gründen, noch so laut über Fälschung zetern, richtig wiedergegeben. Zu viele Leute leben, die solche Gedanken, fast in derselben Fassung, auf Wilhelms Lippe gefunden haben; auch in Deutschland zu viele.

Und die Stunde ist für kleine Dementirkünste zu ernst. Zu trächtig von Unheilsfrucht. Wortley und Etienne, Spender und Hale: stets nur Symptome des selben Leidens. So lebt das Deutsche Reich. Seit zwanzig Jahren.

## Salus populi.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns die Kehle zu. Je schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den beiden Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er so eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwilliger Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Gekrönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Darf, wie jeder Gentleman, aber fordern, daß seinem Wort geglaubt wird. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede ist: Waffenstillstand.

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügt dem Bedürfniß noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriecht nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Seht ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Reichshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm

leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa aufflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringt ihm Achtung ab; die Erkenntniß, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprecht gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: „Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streichelns, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fragt fortan nicht immer nur ihm nach. Meint nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkatastrophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst. ‚Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen. Den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos. Um das für die Flotte nöthige Geld aufzutreiben, müßten wir am Landheer knausern. Mir aber scheint nützlicher, die stärkste Armee Europas zu haben als unter den großen Seemächten die schwächste zu sein.‘ (Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques réflexions politiques.) Luftschiffe werdet Ihr nicht langsamer bauen als wir. Wollt Ihr, weil wir Euch vereinsamt scheinen und auf der See und in der Luft noch fern vom Ziel unbedachter Sehnsucht sind, für ein Jahrhundert ein muthiges, mit gefährlicher Schnelle sich mehrendes Volk Euch verfeinden? Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merkts Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt von morgen an die Entscheidung nicht. Der Versuch, ihn durch Schmeichelei zu födern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm seiner Kinder Land bestellen. Und sein Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrechtes zu thun.“

❦

# Eine königliche Revolution.*)

Im Speisesaal des Schlosses Hufvudstad bei Stockholm stand der Tisch für ein Trinkgelage gedeckt; eine ostindische Bowle mit grünen Gläsern; Gipspfeifen und Tabakspakete. Aber mitten auf dem Tisch stand ein Blumentopf mit einem pyramidenförmig geschnittenen und mit Bändern geschmückten Lorbeerbaum. Drei rothe Mützen von ungewöhnlicher Form waren auf Gläser gepflanzt; blutroth waren sie und glichen in der Form den Blüthen der Akelei oder näherten sich der Hirtenkappe, womit der griechische Paris abgebildet wird, also etwa der phrygischen Mütze.

In einem schwarzen Ledersofa saß Graf Adolf Ludwig Ribbing, Hauptmann bei der Leibgarde, vierundzwanzig Jahre alt, Sohn des Reichsrathes, Gouverneur des Herzogs Friedrich Adolf.

Im Saal auf und ab ging der sechsundzwanzigjährige Klaus Friedrich Horn, der Sohn von Friedrich Horn, dem früheren Freunde Gustavs des Dritten, der gebeten hatte, sich zur Erinnerung an die gelungene Revolution von 1772 Gustavsfreund nennen zu dürfen, die Erlaubniß aber nicht bekam. Der junge Horn, der Schwärmer, der Dichter, hatte vor einigen Jahren als Major der Festungsartillerie seinen Abschied genommen und saß jetzt als Majoratsherr auf Hufvudstad.

Die beiden jungen Männer erwarteten Jemand, denn sie hatten die guten Dinge auf dem Tisch noch nicht angerührt. Um sich für die Sitzung in Stimmung zu bringen, sprach Horn im Auf- und Abgehen, vielleicht auch, um einer steigenden Unruhe entgegenzuwirken. „Ja, unser Dichter Thorild ist in England, scheint aber seinen frohen Glauben an die Rettung des Menschengeschlechtes verloren zu haben."

„Warum ist er nicht nach Paris gegangen? Das ist der rechte Ort jetzt!"

„Paris? Wie weit sind sie dort gekommen?"

„So viel weiß ich: Die Maigesetze wurden im vorigen Jahr aufgehoben, die Notabelnversammlung konnte nichts ausrichten und jetzt sind die Stände zusammengerufen; Necker hat am Neujahrstag sein Résultat du Conseil abgegeben und dadurch die ganze Fäulniß bloßgelegt."

„So? Thorild war wohl ein Seher, der geahnt hat, was kommen wird. Erinnerst Du Dich: ‚Die Weltherrschaft muß durch eine unsichtbare Regierung geschehen. Das ist der Beruf der Genies; deren sichtbares Heer sind die Helden. Das Ziel ihrer gemeinsamen Thätigkeit ist, die Menschheit gegen ihre Unterdrücker zu waffnen, die Erde zu befreien oder, kurz und gut, Thoren zu stürzen und Schelme zu schlagen, die nicht nach gewöhnlichem Menschenrecht gerichtet werden können, die frech und offenbar die menschliche Seligkeit verhindern; alle Kriecher und Schmeichler, alle feigen Väter der Knechtschaft, Könige und Minister, für die Gesetzbrechen nichts bedeutet; Priester, die kriechend und jasagend Gott, Volk und Eid verrathen; Gelehrte und Talente, die auf einen Wink Würde und Ehre, Natur und Wahrheit opfern.' Erinnerst Du Dich?"

„Ob ich mich erinnere? . . . Anckarström läßt warten . . ."

*) Ein Abschnitt aus dem Band „Schwedische Miniaturen", den Herr Emil Schering, Strindbergs unermüdlicher Apostel, übersetzt hat und bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Einem Bande, der auch den Strindberg der Historien wiedererkennen läßt.

„Aber er kommt sicher. Kannst Du mir sagen, warum Anckarström den König so unmenschlich haßt?“

„Er war ja einmal Page; möglich, daß der Haß daher datirt. Aber einen hassenswürdigen Menschen hassen, ist kein Fehler für mich; so Viele lieben den Elenden aus Interesse . . .“

„Elender? Nein! Aber die Treulosigkeit, Unredlichkeit, Charakterlosigkeit in Person! Weißt Du, als er seinen finischen Krieg nöthig hatte, verlas er im Rath einen Brief vom Russischen Gesandten, ließ aber die versöhnenden Ausdrücke der Freundschaft fort. Solche Dinge machen ihn verhaßt. Und doch war dieser Mann groß bei der Revolution von 1772. Er rettete Schweden aus der tiefsten Erniedrigung. Russische, Englische und Französische Gesandte bestimmten die Ausschußwahlen; der Schwede war buchstäblich ein für den Meistbietenden angeworbener Soldat.“

„Soll man gut von einem Feind sprechen?“

„Das soll man lernen und daraus sehen, wie tief er gesunken ist. Vergiß nicht, daß er die Marter und die außerordentlichen Gerichte abschaffte, die Haussuchungen verbot, Druckfreiheit und Gewerbefreiheit gab.“

„Nein, aber der Augenblick ist schlecht gewählt ... Warte, bis er tot ist! ... Hör' mal: hast Du die Thür geschlossen?“

„Nein, alle Thüren stehen offen; so will ichs. Meine Frau ist auf Besuch bei Verwandten und meinen neugierigen Bedienten habe ich in die Stadt geschickt.“

„Wer ist Anckarström? Sein exotischer, aber schöner Kopf hat nicht einen nordischen Zug.“

„Sein Stammvater hieß Deplen und weigerte sich, den Adel anzunehmen; dann kommt ein Franzose mit Namen Futtje, einem wahrscheinlich verstümmelten Namen; und im ersten Zweig des Stammbaumes findet man eine schottische Frau Honong . . . Dazwischen ein solcher Wirrwarr von Stiefkindern, Adoptivkindern, daß man nicht weiß, ob er wirklich von Adel ist. Doch wer fragt danach, ob der Henker Ahnen hat?“

„Ist er nur Henker? Ist er nicht, wie wir, von den Geistern der Zeit ergriffen, welche die Luft wie Gewitter reinigen? Hat er nicht, wie wir, für Rousseau und Thorild geschwärmt?“

Anckarström stand an der Thür des Saales und zog die Filzsohlen aus, welche die Verschworenen benutzten, um an den Schritten Unbefugte von Eingeweihten unterscheiden zu können. Er war ein siebenundzwanzigjähriger Mann mit einem schönen Kopf, der dem des Hadrian nicht unähnlich war. Reich, vornehm verheirathet, Vater mehrerer Kinder; er führte ein geordnetes Familienleben und machte den Eindruck eines soliden Mannes.

Nachdem sich die Freunde durch Handschlag begrüßt hatten, setzten sie sich stumm an den Tisch und bedeckten sich mit den seltsamen Mützen, die sie den Dogen von Venedig ähnlich machten.

„Willst Du ein Schreibzeug haben, Jakob?“ begann Horn.

„Nein, danke, wir schreiben nichts!“

„Willst Du also sprechen, Jakob?“

„Ich will sprechen, bitte Euch aber, auf Besuch gefaßt zu sein, damit Ihr Eure Gesichter im Zaum haltet und der Eintretende nicht schleunigst davon abliest.

Wie Ihr wißt, legten über hundert Offiziere ihre Degen dem König zu Füßen und weigerten sich, gegen Rußland zu kämpfen, weil der Krieg wahnwitzig und ungerecht sei. Der König floh, als man ihn fesseln wollte, nach Haus. Dann brach der dänische Krieg aus, wurde aber in Göteborg durch die Intervention von England und Preußen erstickt. Dank der finischen Verrätherei gegen Schweden hat der König seine Popularität wieder gewonnen. Das Volk begrüßte die heimkehrenden Offiziere am Hafen mit Schimpfworten; und als Karl de Geer sie in Schutz nahm, wandte sich das Volk vom Herrenhaus ab und dem König zu. Damit ist der Staatsstreich sicher und man erwartet ihn jeden Tag."

„Er muß verhindert werden!" rief Horn.

„Warte einen Augenblick! Der Zweck des russischen Krieges war, die Schulden des Königs mit der Schuld des Reiches zu verquicken; da Das aber nicht gelang, sondern die Reichsschuld um zwanzig Millionen stieg, versuchte er es mit abenteuerlicher Politik. Er bemüht sich um ein Subsidienbündniß mit der einen Macht nach der anderen, sogar mit Spanien, um zu Geld zu kommen; er hat Angelhaken nach der polnischen Krone ausgelegt; er behauptet, durch seine dänische Königin ein Erbrecht auf die dänische Krone zu haben; er hat Pläne mit Norwegen. Das ist eine Art Caligula; und wird er Alleinherrscher, dann ist Schweden verloren."

„Wie ist denn unsere Stellung?" fragte Ribbing.

„Die Unzufriedenheit ist so verbreitet, von oben bis unten, daß wir nur dem aufgeklärten Willen Ausdruck geben, wenn wir die Exekution in die Hand nehmen. Denkt Euch: er wagte es nicht, seinen eigenen Bruder Friedrich Adolf nach Finland zu senden, weil er sich nicht auf ihn verlassen konnte. Herzog Karl erhielt Schreiben von den Finen, die ihm den Großfürsten anboten; und ein Gerücht lief, der Herzog sei in eigener Sache von Finland mit der Flotte nach Karlskrona abgesegelt."

„Aber die Verschwörung?"

„Es giebt zwei Verschwörungen. Die große allgemeine, die den König absetzen und Herzog Karl als Thronfolger haben will, und die kleine, die . . ."

„Bei welcher ist denn Pechlin?"

„Das weiß man nie. Er wünscht wohl, daß das Beil fällt, will aber, daß es hinter seinem Rücken geschieht. Doch habe ich dafür gesorgt, daß er kompromittirt wird; dann ist sein Rückzug unmöglich. Was die Chancen des Königs angeht, so hat er große Aussichten auf ein Gelingen. Da aber Alles, was der Mann thut, pervers ist, so hat er diesmal zwei Priester zu Handlangern: Wallqvist und Nordin. Er glaubt nicht mehr an Religion als Voltaire, aber er benutzt sie. Als er in Mora war und als Bauer verkleidet Gustav Wasa mimte, nahm er zuerst das Abendmahl; das Schwein! Da habt Ihr aber die Priester! Der Bürgerschaft will er Privilegien geben, wie den Bauern. Die kleinen Leute führt er an der Nase herum, indem er die Strafe für Kindesmord mildert: da habt Ihr die Mägde! Schließlich hat er die alte görtzische Sache entdeckt. Der schwedische Staat hat seit dem Tode Karls des Zwölften mit den görtzischen Erben prozessirt, um eine vermeintliche Forderung herauszubekommen. Jetzt aber hat die Untersuchungskommission gefunden, daß der schwedische Staat den görtzischen Erben siebenzigtausend Reichsthaler schuldet. Was sagt Ihr dazu? Der König benutzt natürlich die Konjunktur und läßt bezahlen. Damit hat er den Geräderten rehabilitirt und

die Holsteiner gewonnen. Daß Karl der Zwölfte dabei Etwas abkriegt, freut nur die Russenfreunde, die im Augenblick Legion sind . . . Ihr seht also, daß dieses Mannes Garn durchgeschnitten werden muß, weil es nicht geordnet werden kann."

„Wie soll seine Revolution denn vor sich gehen?" fragte Ribbing.

„Durch Verhaftungen natürlich. Dein Vater, Klaus Horn, ist auf der Proskriptionliste roth angestrichen."

„Mein Vater, Gustavs Freund, der ihm bei der Revolution von 72 half? Man hat keine Freude mehr am Leben, wenn man sieht, wie Alles heruntergezogen und schlecht gemacht wird!"

„Das darf aber keinen Einfluß auf Deinen Entschluß haben, Klaus! Weder Freundschaft noch Feindschaft darf den Richter bestechen."

„Was soll geschehen?" unterbrach Ribbing.

„Was that Brutus, als Caesar die Freiheit mordete?"

„Und Das willst Du thun?"

„Ja! Aber Du bist Hauptmann der Garde, Ribbing, und mußt mir helfen!"

„Mehr als gern! Hast Du einen Plan?"

„Viele; und sie ändern sich nach seinen Winkelzügen. Er schläft aus Furcht nicht zwei Nächte mehr im selben Zimmer. Zur Zeit wohnt er auf Schloß Drottningholm, wo General Armfelt mit dem Bauernregiment in Quartier liegt. Dorthin fährt der König in der Nacht auf Umwegen . . . Still, Pechlin ist da! Ich höre ihn schnaufen. Er kennt nicht die Treppen, denn er ist noch nie hier gewesen. Jetzt zieht er den Pelz aus; den Fuchspelz. Oft legt er den nicht ab . . . Still!"

General Pechlin stand in der Thür. „Störe ich?" fragte der jetzt neunundsechzigjährige General, der schon seinen vierten Regenten erlebte.

„Nein, wie könnt Ihr Das denken?" antwortete Anckarström. „Ihr seid erwartet und willkommen. Setzt Euch, Herr General."

Der Alte setzte sich und musterte die Gesellschaft und die Requisiten. „Horn und Ribbing! Hm! Der junge Horn stammt ja aus der Familie Nacht-und-Tag! Hieß davon nicht Einer Mons Bengtsson, der Engelbrecht ermordete? Gewiß! Und der junge Ribbing stammt von den Folkungern und den Stures, also von den Wasas, da Gustav der Erste ein Sture war."

„Ja", antwortete Ribbing, „Das hat seine Richtigkeit; aber mein Stammvater, Peter Ribbing, war Richter bei dem Blutbad von Linköping, als Horns Stammvater zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schafott begnadigt wurde."

„Da Ihr gerade von einem Blutbad sprecht", unterbrach ihn Anckarström: „ich erinnere mich an einige Ribbings, die in Jönköping enthauptet wurden, zur selben Zeit, wo das stockholmer Blutbad stattfand."

Das Gespräch, das sich eigentlich ausgesponnen hatte, um Das zu verbergen, von dem man sprechen mußte, aber nicht recht wollte, war von dem blutigen Stoff, an den Alle dachten, nicht losgekommen; gegen seinen Willen hatte man gesagt, was man verheimlichen wollte. Man fühlte sich auf einmal verrathen und eine peinliche Pause entstand, die Anckarström beenden zu müssen glaubte.

„Wißt Ihr, General, daß Göran Persson hier auf Hufvudstad gewohnt hat?"

„Das wußte ich nicht!"

„Ja, der Ränkeschmied hat hier gehaust; und er soll noch heute spuken."

„Spuken?" Pechlin griff den Spuk auf, um das unangenehme Wort Ränke-

schmied zu streichen, das sein ständiges Beiwort war und das Anckarström in den Augen des Alten gelesen haben mußte. Da aber der Spuk nichts mehr abwarf, griff der Alte nach einem Stoff, der näher lag, um die peinlichen Hintergedanken abzuleiten. „Was für Rauchmützen haben die Herren da aufgesetzt?“

„Das ist die letzte pariser Mode“, antwortete Anckarström.

„Und dieser Strauch? Ist Das ein Maibaum? So früh im Jahr?“

„Nein, Das ist ein sogenannter Freiheitbaum.“

„Hm, hm! ... Wie ist es mit der Freiheit im alten Schweden?“

„Die Einen nehmen sich die Freiheit, zu tyrannisiren; die Anderen aber ... Nein, General, wir wollen keine Komoedie spielen! Wir haben von dem Komoedianten auf dem Thron genug.“

Pechlin liebte offene Sprache nicht; die nannte er brutal; darum verschloß er sich und that, als habe er nichts gehört. Anckarström aber ließ ihn nicht los, sondern zwang ihn an den Abgrund.

„Seid Ihr darauf gefaßt, morgen verhaftet zu werden?“ fragte er.

„Ich werde ja immer verhaftet, sobald eine Unruhe fühlbar wird!“ antwortete der General ausweichend.

Anckarström wurde ungeduldig und beschloß, die Pulvertonne in Brand zu stecken, um Leben in den Alten zu bringen.

„Wenn aber der König stirbt, so kommt Ihr mit bloßer Haft nicht weg!“

„Stirbt? Woran sollte er sterben?“

„An einem Schuß oder an einem Stich, vermuthe ich.“

„Was sagt Ihr? Handelt es sich um ... Nein, dann mache ich nicht mit! Ich bin kein ...“

„Das ist zu spät bedacht, General!“

„Was, in Jesu Namen, sagt Ihr! Wenns wahr ist, so zeige ich Euch an!“

„Das ist bereits gethan“, antwortete Anckarström. „Ich habe unser Aller Namen angegeben, außer einzelnen.“

„Und meinen auch?“

„Euren zuerst. Uebrigens, General: bei Eurem Alter müßtet Ihr wissen, daß es keine Geheimnisse giebt. Wir besitzen ja die Listen des Königs, sowohl von Denen, die verhaftet werden sollen, wie von Denen, die verhaften sollen. Da aber Alles und Alle voll Falschheit sind, so glaubt kein Mensch an unsere Verschwörung. Man ahnt wohl, daß Mißvergnügte giebt, und man weiß, daß eine Regimentsveränderung geplant wird, aber an unsere Absichten glaubt Niemand.“

„Aber Das ist ja eine Komoedie!“

„Wir spielen Komoedie mit dem größten Komoedianten, der je auf einem Thron gesessen hat.“

„Wenn er nur nicht mit Euch Tragoedie spielt! Wißt Ihr, daß er mich auf dem Weg hierher beinahe überfuhr? Es war am Sabbatsberg. Und er grüßte: Guten Tag, alter Freund, wohin willst Du? Ich will nach Husvudstad, antwortete ich. Grüße die Verschworenen! rief er mir nach. Wenn er herkommt! Er liebt dramatische Szenen und ist wenigstens nicht bang.“

„Das ist er; aber er verbirgt seine Furcht hinter einer angenommenen Freimüthigkeit. Und er verläßt sich auf seine Fähigkeit, die Menschen zu bezaubern; deshalb glaube ich, er kommt hierher, um uns zu bekehren.“

„Dann möchte ich aber vorher gehen!“

„Das dürft Ihr nicht!“

„Sind denn die Thüren geschlossen?“

„Nein, aber wir haben zwei dressirte Bluthunde, die auf Befehl Euch wie einen geschossenen Hasen beim Kragen nehmen und apportiren.“

„Daß ich mich von diesen jungen Leuten anführen ließ! Daß ich ein solcher Thor war . . .“

„Trinkt ein Glas, raucht eine Pfeife und seid Philosoph, Herr General! Hört, was Thorild singt:

Freiheit! hallten die nordischen Berge.
Und Freiheit war ihres Himmels Laut;
Helden lachten, trotzend dem Schicksal,
Wenns Mädchen im Thalgrunde sang.
Schicksal trübte sich; thürmende Wolken
Gleich wölbte der Himmel in schwarzer Nacht.
Trau! Trau! Trau! brüllten die Lügen
Aus Wolken. Das Zitternde fiel.“

„Bravo!“ war vom Korridor zu hören.

„Das ist der König!“ flüsterte Pechlin. Alle erhoben sich.

In der Thür stand die kleine, elastische Person, die weniger durch Verstand und Staatsklugheit als durch persönliche Liebenswürdigkeit und gewinnendes Benehmen das Schicksal Schwedens nun bald achtzehn Jahre gelenkt hatte. Friedrich des Großen Schwestersohn, Gustav der Dritte, Schüler Voltaires und Rousseaus, der das Vaterland thatsächlich von ausländischem Subsidienjoch befreit hatte, ein Dichter, der das Leben als ein Theaterstück behandelte und selbst in allen Rollen auftrat; unter Ränken und Intriguen erzogen, früh an Verstellung gewöhnt, ohne andere Richtschnur für seine Handlungen als einen angeborenen guten Willen und viel Humanität; ein Mann, der nicht boshaft war, der Feinden verzeihen und Unrecht vergessen konnte; ein aufgeklärter Despot, der im Grund allein die ganze Opposition bildete; ein Paradoxer, dessen beste Thaten Schelmenstreichen glichen und dessen schlimmste Streiche wie die Früchte des guten Herzens aussahen; vor Allem aber ein Komoediant und ein Deklamator.

Die Szene, die er jetzt sah, gefiel ihm; sein Entree war gut vorbereitet; er hatte selbst das Stichwort gebracht und war nun in der Rolle. Ein banaler Gruß hätte den Akt zerstört; darum sprang er mit beiden Füßen in den Stoff hinein; es handelte sich ja um den Dichter Thorild, den er einmal bewundert, nachgeahmt, gefördert hatte. Die Verse fortsetzend, deklamirte er:

„Auf stand Engelbrecht, schlug auf den Felsen
Sein Schwert: und ein Feuerfunke flog;
Steckte tausend Morgenroths Flammen
Zum Tag unserer Freiheit in Brand!

Die Verse sind nicht fehlerfrei, aber Das thut nichts. Und mehr habe ich nicht behalten!“

Als Niemand zu antworten wagte, übernahm er die Leitung und beschloß, die anwesenden Personen mit seiner Zauberruthe zu berühren: ließ sich am Tisch nieder, nahm ein Glas und begann die magische Sitzung.

Pechlin aber, der die königliche Magie kannte, machte sich hart und bewaffnete sich mit seiner Zunge, die sowohl scharf wie giftig sein konnte.

Anckarström wurde verschlossen und nahm eine resignirte Miene an, die bedeuten mochte: Schwatz Du nur; ich komme doch!

„Hier sitzt also mein alter Freund Pechlin", begann der König, „und konspirirt, wie gewöhnlich, aber ungewöhnlich genug mit der Jugend. Nun, worüber konspirirt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß ich der erste Verschwörer im Reich bin? Daß ich Euch die Freiheit gegeben habe, vor Allem die Druckfreiheit?"

„Die Druckfreiheit unter der Censur des Buchdruckers", unterbrach ihn Pechlin. „Und Hallbin, der gegen den Branntwein schrieb, hätte beinahe seinen Kopf verloren. Es ist lange her, seit Majestät von der Druckfreiheit schrieben, sie sei ein Segen, da sie den Regenten über die Gesinnung des Volkes unterrichte! Und diese Worte: ‚Wäre der Druckfreiheit schon im vorigen Jahrhundert erlaubt worden, den Regenten über sein wirkliches Wohl aufzuklären, dann hätte vielleicht König Karl der Elfte nicht auf Kosten der Sicherheit solche Gesetze erlassen, die bei uns die Königsmacht verhaßt gemacht haben'."

Der König konnte Pechlin nicht böse werden, weil der General eine so nette Art hatte und zu den Menschen gehörte, denen man (warum, weiß man nicht) nicht böse werden kann. Er wäre es auch jetzt nicht geworden, wenn er nicht ein kurzes, halb unterdrücktes Lachen, in das Einer von der Gesellschaft ausbrach, gehört hätte; Den hatte er nicht bemerkt, weil er so saß, daß der König ihn nicht sehen konnte. Es war Anckarström, der jetzt erst sichtbar wurde.

Die Miene, die der König machte, war ganz unbeschreiblich; sein Gesicht verwandelte sich und verlor alle Beherrschung; die Muskeln sprangen über einander, die Augen krochen in den Kopf hinein, als suchten sie einen Winkel, sich zu verbergen; der Kehlkopf, der über der Halsbinde zu sehen war, sprang auf und nieder und der ganze Mann sah aus, als wolle er sich selbst ausbrechen.

Die Ursache dieses Hasses zwischen den Beiden ist nie ermittelt worden. Man wollte ihn einer angeborenen Antipathie zuschreiben: „Sie waren geborene Feinde." Andere wollten ihn von Anckarströms Pagenzeit datiren; damals soll der Junge Zeuge von Etwas geworden sein, das Gustav um jeden Preis verbergen wollte. Ein Memoirenschreiber hat angedeutet, Anckarström sei in die schlimme Ehegeschichte des Königs verwickelt gewesen und habe der Königin-Wittwe als Zeuge gedient. Genug: diese Beiden konnten nicht im selben Zimmer sein. Und der König fühlte, daß er hinaus müsse, um nicht zu ersticken. Aber einen guten Abgang zu finden, der nicht wie eine schimpfliche Flucht aussah: da war die Schwierigkeit.

Pechlin, der Erfahrung und Geistesgegenwart besaß, wußte, wie gefährlich es ist, einen Menschen zum Aeußersten zu bringen, und fand die goldene Brücke. „Majestät kennen die letzten Nachrichten aus Paris?"

„Nein", antwortete der König, nur um eine neue Frage herbeizuführen und ein neues Gespräch in Gang zu bringen.

Anckarström, der helfen wollte, erhob sich, um den Kachelofen durchzurühren. „Der Dritte Stand darf die doppelte Anzahl in die Nationalversammlung entsenden!"

„Bravo!" rief der König. „Das ist der Hauptpunkt! Dann ist der Adel vernichtet; und den Weg müssen wir gehen! Das ist ganz mein Regime. Die Bürgerschaft, der Kern der Nation, muß heran und das Alte, Morsche muß fallen.

Thorild und ich, wir haben es geahnt und Sie werden sehen, meine Herren (jetzt wurde der Abgang vorbereitet), Sie werden sehen, meine Herren, wie die schwedische Freiheit (er zog einen Handschuh an, um den Aufbruch einzuleiten) von dem Tag datirt, an dem das Herrenhaus sein Veto gegen den Dritten Stand, und natürlich auch den Vierten, verliert! (Er griff nach seinem Glas, um ein Wohl auszubringen.) Wenn ich Sie aus Scherz die Verschworenen genannt habe, so zähle ich Sie zu meinen Verschworenen: wir konspiriren gegen die bevorrechtigten Stände, gegen die Bedrücker des Landes, gegen die kleinen Tyrannen. Und wenn ich, vom Geist der Zeit belebt, meinem treuen Volk dessen Freiheiten und Rechte wiederschenke, so bin ich den rechten Weg gegangen, und zwar an der Spitze; bin ein Mann der Revolution, ich wie Sie, wie der edle französische Dritte Stand. Darum, meine Freunde, entzünde ich dieses Trankopfer auf dem heiligen Feuer dieses Hauses, in dem ein Staatsmann von Genie, ich meine den verkannten Göran Persson, als Rathgeber seines aufgeklärten Monarchen gelebt und gelitten hat. Göran Persson kämpfte gegen den Adel, an der Seite seines volksfreundlichen Herrn. Darum habe ich auch, wie Sie wissen, meine Herren, aus der Hand des finsteren Königs Johann das Szepter brechen und es dem Bauernkönig Erich geben lassen! (Jetzt goß er den Inhalt des Glases aufs Feuer, daß die Flammen zischten; damit hatte er Veranlassung erhalten, sich vom Stuhl zu erheben und den anderen Handschuh anzuziehen.) Und jetzt, meine Herren, meine Freunde (er zog sich nach der Thür zurück, rückwärts, in der Art der Ballettänzer), lade ich Sie zu morgen in den Reichssaal. Dort empfange ich die vier Stände und dort werden wir, wenn die Freiheit in Gefahr ist, einander gegen die Tyrannen beistehen; wir Alle, die wir hier versammelt sind (dabei machte der Zauberer eine Volte mit dem Kartenspiel und zauberte die ernste Bedeutung der ganzen Situation mit einer französischen Abgangsphrase fort, die Lächeln und Applaus hervorrufen mußte), sofern sich nicht General Pechlin wie gewöhnlich wegen vorsichtigen Benehmens verhaften läßt!"

Er kratzte mit dem Fuß, verabschiedete die Gesellschaft mit einer Handbewegung, die Applaus verlangte; und er war glücklich aus dem Zimmer heraus, als wirklich der Applaus losbrach: für das ausgezeichnete Spiel und den großartigen kynischen Humor. Um sich an seinem Triumph zu weiden, trat der König wieder in die Thüröffnung und verbeugte sich nach Schauspielerart mit der Hand auf dem Herzen, aber mit einem satanischen Lächeln in den Augen, das ganz deutlich sagte: „Ihr Gänse beißt mich Fuchs nicht! Ihr wollt Komoedie mit mir spielen!" Damit verschwand er.

„Ein Teufelskerl!" rief der General, der mit offenem Munde dagesessen hatte. „Ein Teufelskerl! Kann Der den Leuten das Gesicht verkehren? Wir Revolutionäre! Thorild und ich! Und Göran Persson obendrein! Was sagt Ihr dazu?"

„Laßt ihn schwatzen", antwortete Anckarström. „Mich verhezt er nicht. Aber der Apfel ist noch nicht reif."

...Einige Stunden später war der König auf Schloß Drottningholm, im Zimmer vor der großen Schlafstube. Die Thür zum Schlafzimmer stand auf und man sah den großen, vergoldeten Alkoven, der wie das Proszenium zu einem Theater gebaut und mit Draperien und Vorhängen bekleidet war. Links vom Bett war eine Loge, in der Trabanten den königlichen Schlaf bewachten; der war etwas unruhig geworden nach dem letzten russischen Krieg, als die eigenen Offiziere den Monarchen hatten

verhaften wollen. Das Schlafzimmer, das jetzt ein Schrecken für ihn geworden war, hatte er zum Arbeitzimmer und Salon umgeschaffen, in der Absicht, die Leere zu füllen, die ein am Tag unbenutzter Raum hat. Jetzt wurde der bevölkert von den Eindrücken des Tages; es saßen Erinnerungen an Klänge an den Wänden, und wo eine menschliche Stimme gesprochen hatte, war die Luft lebendig und gesellig. Und ein Zimmer, in dem man die heilige Arbeit geleistet hat, ist vom Weihwasser erfüllter Pflichten gereinigt. Nur in dem Eingeschlossenen, Unbeweglichen entstehen diese Verdichtungen, die sich zu Gespenstern materialisiren. Der klare Instinkt des im Dunkeln bangen Menschen hatte ihn zu diesem Mittel gegen Unruhe und Schlaflosigkeit geführt. Jetzt besprach der König mit seinem Günstling Armfelt die große That von morgen: den Staatsstreich.

Armfelt war kein Staatsmann; nur ein schöner Offizier. Allzu schön, um Mann zu sein. Aber er verehrte seinen Monarchen; jetzt lag er mit seinem Regiment auf Drottningholm, um des Königs Person zu schützen. Verzogen und zudringlich, hatte ers sich im Sofa bequem gemacht und spielte den geduldig zuhörenden Freund, der das ihm geschenkte Vertrauen nicht erwidern kann.

„Was meinst Du zu dieser Verschwörung?“ fragte der König, der eben die Feder hinlegte.

„Das ist nichts“, antwortete Armfelt, der das Thema Verschwörung satt hatte. „Die ganze Jugend spielt ja heute mit dem Gedanken der Revolution. Das hat nichts zu bedeuten.“

„Meinst Du?“

„Sie deklamiren in ihren Klubs; wenn Du aber zuschlägst, wird es still. Du kennst den Schweden. Anno 72 war es etwas gefährlicher, denn damals gingst Du mit dem Adel gegen die Volksversammlung; diesmal gehst Du mit dem Pöbel gegen den Adel: und da ist der Erfolg ganz sicher.“

„Allerdings. Aber trotzdem ich für die unteren Stände fühle, bin ich als König doch Edelmann; und daß sich die Meinen von mir zurückziehen, ist nicht erbaulich. Die Oper steht leer, zu meinen Empfängen kommt Niemand; die Königin und Andere vom Hofe bleiben unsichtbar; auf meine Brüder kann ich mich nicht verlassen. Schauerlich ist dies Leben.“

„Ja, manchmal; aber Das pflegt vorüber zu gehen. Hast Du Etwas gesehen, das nicht vorüber geht?“

„Du hast Recht. Als ich vor meinen eigenen Leuten übers Meer floh, war ich nicht fröhlich; ich glaubte, es sei zu Ende mit Leben und Freude. Als ich aber nach Hause kam, zog man mich im Schlitten zum Schloß hinauf . . .“

„Keine Eigenliebe! Das hatte ich inszenirt! Als aber der Hauptschuldige hingerichtet werden sollte, weigerten sich die Offiziere, den Soldaten den Befehl zur Exekution zu geben.“

„Davon habe ich nichts gehört!“

„Nein, man wollte Dich schonen; aber Du mußt die Stimmung kennen.“

Der theilnehmende Freund konnte sich nicht versagen, sich für seine Mühe dann und wann durch einen kleinen Uebergriff zu entschädigen; und wer schlechte Nachrichten in der Tasche hat, kann Trumpf spielen.

Der König hatte das unangenehme Gefühl, der Unterliegende zu sein, und wollte wieder in die Höhe. „Die drei Stände habe ich! Olof Olsson, Graf Fersens Pächter (ist Das nicht köstlich?), habe ich zum Sprecher des Bauernstandes gemacht.“

„Aber Olof Olsson ist krank; er hat zu viele Diners mitgemacht.“

„Ist er krank? Du weißt immer mehr als ich! Der Sprecher des Bürgerstandes ist Freimaurer; Du kannst mir glauben: wir haben ihn eingemauert. Und Schlächter Nordström, Rittmeister der Bürgerkavallerie, hahaha ... Der springt für Geld nicht ab. Er läßt sich von den Gardeoffizieren grüßen, weil die Bürgerschaft jetzt Rang erhalten hat.“

„Ja, Du, hast gut vorgespannt!“

„Aber Eins fehlt: nervus rerum gerendarum!“

„Das ist Geld! Schick' sofort nach Appelqvist!“

„Hierher soll er kommen? Nein, dann gehen wir lieber zu ihm hinauf.“

„Gehen wir!“

Der König und Armfelt zogen sich an und gingen in den Park hinaus, um auf Um- und Hinterwegen die Scheidewasserfabrik aufzusuchen.

Es gab wirklich auf Drottningholm eine Salpetersäurefabrik, die jedoch als Schild für eine weniger saubere Hantirung oder für ihrer zwei diente. Von seinem großen Oheim Fritz von Preußen hatte Gustav gelernt, Krieg mit falscher Münze zu führen. So hatte er zum russischen Krieg vom Mechanikus Kapitän Appelqvist aus der Scheidewasserfabrik sowohl russisches Papiergeld, sogenannte Langröcke, wie auch Goldstücke, die nicht aus Gold waren, anfertigen lassen. Das war Sitte der Zeit; und mit der Philosophie der Aufklärung konnte man ja alles Unverantwortliche verantworten. Die Seele des Unternehmens war der vom Vorurtheil freie Adolf Friedrich Munck, der den ehrlichen August Nordenskjöld, den Alchemisten und Swedenborgianer, unter seinen Schutz genommen und ausgebeutet hatte. Nordenskjöld hatte in der Scheidewasserfabrik Gold gemacht, festen Glaubens, und unter seiner Führung fabrizirten die Anderen ihr falsches Gold. Als der edle Schwärmer aber entdeckte, wozu sein guter Name benutzt wurde, floh er.

Als sich jetzt der König und Armfelt, mißtrauisch wie alle Geheimnißkrämer, in die Fabrik schlichen und die Thüren, damit der Rauch abziehe, offen fanden, blieben sie stehen, um zu lauschen, denn sie hörten Stimmen im Laboratorium.

Kapitän Appelqvist saß mitten in der Rauchwolke und sprach zu seinem Gehilfen Bergklint: „Daß man niemals dahinter kommt, ob die Alchemisten Gold gemacht haben oder nicht, deutet an, die Vorsehung lasse es nicht zu, daß dies Geheimniß sich verbreite, denn es wäre für die Menschheit verderblich. Der edle Nordenskjöld glaubte blind und er hatte bei seinem Goldmachen die Absicht, das schnöde Metall zu entwerthen und damit Alle zum Arbeiten zu zwingen. Jetzt sollt Ihr meine Begründung hören, Bergklint. Der Heilige Thomas von Aquino machte Gold aus Kupfer, Silber aus Antimon. Nun wißt Ihr, zu einem gelben Metall, Bronze oder Messing, ist Kupfer und ein weißes Metall nöthig. Es ist also Kupfer, das uns das weiße gibt. Ihr wißt aber auch, daß man aus bloßem Kupfer und Zink kein Messing erhält; es muß auch Kohlenpulver dabei sein. Diese Kohle scheint Etwas mitzutheilen, das wir nicht wissen. Als Thomas Silber und Kupfer zusammenschmolz, machte er ein edles Silber-Messing, das von Antimon fixirt wurde. Geber, der Araber des achten Jahrhunderts, nahm Kupfer und Zink und fixirte Beides mit Arsenik. Der Schwede Paykull arbeitete mit Quecksilber, Eisen und Antimon. Urban Hjärne, der nicht leichtgläubig war, erhielt den Auftrag, Paykulls Methode zu prüfen. Der scharfsinnige und gelehrte Mann wurde über-

zeugt, daß Paykull Gold gemacht habe; seine Aeußerung liegt in Handschrift auf der Königlichen Bibliothek. Swedenborg schmilzt Kupfer und Antimon, schüttelt es mit Quecksilber und destillirt es später. Was haben wir gemacht? Wir haben sechzehn Theile Kupfer, ein Theil Zink und sieben Theile Platina genommen; und damit haben wir eine Art Gold, das die gewöhnliche Probe mit kaltem Scheidewasser übersteht. Warum erscheint das Kupfer nicht in seinem blauen Schmuck, wenn das Scheidewasser kommt? Weil das edle Platina das unedle Kupfer verwandelt und es von seiner grünen Erde, von der bereits Plato spricht, befreit hat. Wißt Ihr, Bergklint, ich fange zu glauben an: wir sind nicht Falschmünzer, sonwir haben wirklich Gold gemacht."

„Meister", antwortete Bergklint, „so ist meine Meinung gewesen; manchmal aber glaube ich es nicht. Es giebt allerdings viele Arten Gold und das Königswasser ist keine Probe; denn wenn ich in Schwefeläther das Goldsalz löse, das aus echtem Gold in aqua regia entstanden ist, so erhalte ich ein Gold, das nicht vom Königswasser angegriffen wird. Es ist also Gold, aber es ist kein Gold."

Draußen waren Füße zu hören, die den Schnee abtraten. Der König drängte Armfelt in eine offene Kohlenkammer hinein, denn sie wollten sich nicht gern sehen lassen. Gleich darauf stürzte ein Herr durch den Korridor und unmittelbar ins Laboratorium hinein. Der Rauch reizte ihn zuerst zum Husten, aber auch zur Wuth, denn er schlug mit seinem Stock auf Tische und Bänke, während er zu Wort zu kommen suchte.

„Wer war Das?" flüsterte der König.

„Das war Munck!" antwortete Armfelt.

Und nun gabs im Laboratorium einen Auftritt, als seien die Retorten explodirt und das Dach eingestürzt. Der wegen seiner Roheit bekannte Graf Munck heulte: „Hilf mir, Mensch, in Jesu Namen! Rette mich vorm Satan! Worum es sich handelt? Der verfluchte Aron Isaak hat mich in Finland angegeben, daß ich 47 000 Reichsthaler in schlechter Münze unter die Leute gebracht habe."

„Was soll ich dabei machen?" fragte Appelqvist.

„Du sollst sagen, Du habest das falsche Geld von Sheldon bekommen!"

„Nein, Herr Graf, Sheldon ist ein Ehrenmann . . ."

„Das ist mir einerlei! Du mußt die Sache auf Dich nehmen! Dann kannst Du nachher fliehen!"

„Lügen und fliehen? Das thue ich nicht!"

Eine neue Explosion folgte, bei der diesmal der Stock die erste Geige spielte. Und Rufe, Hallos, Sprünge begleiteten. „Ich töte Dich!" war das einzige deutliche Wort, das die Lauschenden hören konnten.

Da aber ertönte ein neuer Laut: ein Schnauben und Sausen, wie wenn man einen Krahn öffnet. Der Raum füllte sich mit weißen Dämpfen. Munck schrie: „Ich ersticke, Giftmischer!" Dann lief er zum Korridor hinaus und verschwand.

Bergklint hatte die Glaspfropfen aus den Destillirapparaten gezogen und das fressende Scheidewasser hatte den Feind in die Flucht gejagt, während Meister und Adept sich in die Zugkapelle gerettet hatten.

„Armfelt", flüsterte der König, „diese Geschichte ist gefährlich! Damit wir nicht hineingemischt werden, ziehen wir uns in guter Ordnung zurück."

Sie gingen den selben Weg hinaus, den sie gekommen waren. Bald waren

sie draußen im Park. Der König blieb stehen und sprach gleichsam zu den Sternen: „Also morgen! Und ohne Geld! Wenn wir Gold gemacht hätten, ohne es zu wissen!"

... Die Großkirche von Stockholm stand offen am Alltag, denn die große Deputation der drei nichtadeligen Stände sollte sich hier versammeln, um zum König aufs Schloß hinaufzuziehen.

Das alte Haus vom Jarl Birger stand da mit seinen Erinnerungen: eine illustrirte schwedische Geschichte im Auszug. Magnus Erikssons siebenarmiger Leuchter von den Folkungern; Sankt Georg und der Drache der Stures; Meister Olofs Grabstein; die Tafel der Erinnerung an die Wahrzeichen, die Gustav Wasa warnten; Olofs des Heiligen Hut und Sporen aus der Kirche von Drontheim; Adler Salvius' Altarschrank; Ehrenstrahls jüngstes Gericht. Und alle die unsichtbaren Erinnerungen. Magnus, der Folkunger, wurde hier gekrönt; Christian der Tyrann, Königin Christine, Karl der Zwölfte und Andere. Und die Grabsteine, eine ganze Bibliothek von Steinschriften.

Unter Sankt Georg mit dem Drachen gingen Horn und Ribbin in halblautem Gespräch auf und ab, während sie darauf warteten, daß sich die Deputation versammele. „Freund Ribbing", sagte der gefühlvolle und rechtschaffene Horn, „ich habe den König im Ritterhaus sprechen hören und kann nicht leugnen..."

„Kannst? Mußt!"

„Nein, Recht muß Recht bleiben, wenn auch die Welt einstürzt! Bedenke doch: er ersetzt die Rathskammer durch den höchsten Gerichtshof, bei dem der König nur zwei Stimmen hat, während die Nichtadeligen Stimme und Sitz bekommen. Das ist demokratisch. Alle Nichtadeligen erhalten das Recht, freien Grund und Boden zu erwerben. Das ist Revolution! Verdienst, nicht Geburt soll bei der Beförderung gelten. Das sind Anckarströms Lehren."

„Aber der Adel besteht auch aus Menschen!"

„Der Adel besteht aus Menschen! Aber die Anderen sind auch Menschen. Und wie hat er nicht die ewigen Beschuldigungen der Verschwendung zurückgewiesen! Er hat ja zum Theil die Schulden Karls des Zwölften geerbt! Der Zerstörer Schwedens lebt ja noch als Quälgeist seines Volkes! Nein, Ribbing, ich kann nicht mehr mitmachen!"

„Abwarten!"

Jetzt hatten sich Menschen in der Kirche versammelt; unter ihnen war General Pechlin zu sehen, obwohl er sich unsichtbar zu machen suchte. Als er in die Nähe von Horn und Ribbing kam, that er, als betrachte er eine Grabschrift, und sprach dabei, den beiden Freunden immer den Rücken kehrend: „Anckarström ist nach Gothland geflohen. Oder gereist. Einige sagen, aus Furcht vor Verhaftung; Andere meinen, ihm seien Skrupel gekommen, nachdem er den König im Ritterhaus habe sprechen hören. Das beweise, daß er selber nicht reif ist, wenn er sich von leerem Geschwätz anführen läßt. Man höre nur: ‚Ein gleich freies Volk muß gleiches Recht auf Grund und Boden im gemeinsamen Vaterland haben; aber (da kommt ein aber!) dem Adel bleibt das alleinige Recht auf Freigüter'; und so weiter. Oder: ‚Nur Verdienst und Fähigkeit gelten bei der Beförderung, doch (da kommt ein doch!) werden dem Adel die höchsten Reichsämter vorbehalten!' Dann werden die Privilegien des Adels von 1723 bestätigt; doch nur, so weit sie dieser Sicherheit-

atte nicht widersprechen. Das ist ja Schwindel! Nein, ich hätte Anckarström mehr zugetraut. Lebt wohl, Jünglinge! Um Elf beginnen die Verhaftungen."

Damit war er verschwunden.

Horn stand betrübt da, als habe er allen Glauben und alle Haltung verloren. „Pechlin ist ein Dämon", sagte er.

„Nein, er ist ein einfacher Ränkeschmied, der arbeitet, um zu zerstören; aber der König ist ein Teufel der Unredlichkeit, der nie den geraden Weg gehen kann, aus purer Neigung, den krummen zu gehen."

„Und Anckarström?"

„Anckarström ist wohl in die Wüste hinausgegangen, um sich auf seinen Beruf zu bereiten; aber er kommt wieder! So gewiß ich lebe. Geduld, Horn!"

Jetzt versammelten sich die Deputationen der drei unadeligen Stände, um ins Schloß hinaufzugehen. Die beiden Freunde zogen sich in den Chor zurück, um die bekannten Gesichter zu betrachten, als sich ein Mitverschworener zu ihnen hindurchdrängte.

„Pechlin ist verhaftet!" flüstert er. „Auch Fersen und De Geer und Andere. Ich habe die Regirungform in der Tasche, unsere Regirungform . . . Jetzt gehe ich nach Haus und verbrenne sie! Folgt mir! Unsere Sache ist verloren!"

„Vorläufig ja", antwortete Ribbing. „Aber bewahre die Regirungform; Herzog Karl wird sie einmal benutzen!"

Der König stand an einem Fenster des Schlosses, zum Ausfahren gekleidet, und betrachtete seine Hauptstadt, die dort sonnig und lächelnd in dem schönen Maimorgen lag. Armfelt trat unangemeldet ein, weil er gerufen war.

„Was willst Du von mir?" fragte er; da erblickte er auf dem Tisch einen großen Kranz von Palmen mit gelben und blauen Bändern.

„Du sollst mich in die Ritterholmskirche begleiten und einen Kranz aufs Grab meines Freundes Olof Olsson legen. Das war ein artiger Mann, unser guter Sprecher vom Bauernstand; er starb zur rechten Zeit, so gelegen, daß ich sein Begräbniß zu meinen Gunsten benutzen konnte."

„Das Begräbniß war ja köstlich", antwortete Armfelt etwas verstimmt. „Graf Fersen ist verhaftet und sein Pächter wird im fersenschen Grabchor begraben. Das wirkte auf die Bauern, ist aber auch schon wieder vorbei."

Der König, der zum Fenster hinausgesehen hatte, unterbrach ihn. „Was ist Das für eine Volksversammlung auf der Brücke?"

Armfelt näherte sich dem Fenster. „Das sind Fersen und De Geer, die aus dem Gefängniß kommen!"

„Aber das Volk ruft ja Hurra!"

„Ja, so ist das Volk! Und darum bite ich Dich, nicht mehr mit Olof Olssons Leiche zu spielen. Ich bitte Dich!"

„Bist Du bang? Ist meine neue Revolution nicht gelungen, und zwar ohne Blutvergießen?"

„Hier zu Lande haben nur Könige Revolution gemacht: der große Gustav, der harte Karl der Elfte und . . ."

„Ich! Es ist königtreues Volk, das gehorchen will."

„Verlaß Dich nicht darauf! Und reize Deine natürlichen Freunde nicht!"

„Bist Du nicht Demokrat?"

„Nein, ich bin Edelmann. Das bist Du auch. Keiner glaubt an Deinen Demokratismus. Sie sind erwacht, wie in Paris."

„Was ist in Paris geschehen?"

„Weißt Du Das nicht?"

„Nein!

„Die Stände sind zusammengetreten; der König ist nach Versailles geflohen, die Revolution hat begonnen!"

„In des Himmels Namen: was sagst Du?"

„Ja, siehst Du: Ludwig spielte auch den Liberalen!"

„Nein, sieh dorthin: sie tragen Fersen und De Geer im Triumph."

„Nimm Dir die Warnung zu Herzen, Gustav der Dritte, sonst sehen wir niemals Gustav den Vierten auf dem Thron."

Des Königs Gesicht wurde schmal. „Was sagst Du? Du auch? Das ist das dritte Mal, daß ich diese Worte höre. Gestern, nachts, sagte sie mir die Lenormand."

„Du bist zu der Wahrsagerin gegangen?"

„Ich kam als Neugieriger zu ihr und ging als Zweifler; jetzt aber glaube ich. Armfelt, schaff den Kranz fort, und sage, daß man ausspannt! Es wird Ernst."

„Endlich! Laß mich Dich zu dieser Entdeckung beglückwünschen. Es ist immer Ernst gewesen, Du aber hast es als Spiel genommen; als eine Komoedie, während es eine Tragoedie ist."

„Mein Freund, wenn Du, wie ich, zwischen Ränken, Intriguen und Maskenspiel herangewachsen wärst, wenn Du, wie ich, die Kehrseiten der Menschlichkeiten gesehen, wenn Du erfahren hättest, was ich erfahren, könntest Du das Leben nicht mehr ernst nehmen. Wenn ich mich einmal von einem edlen Gefühl hinreißen ließ, so stand immer Einer grinsend dabei. Wenn ich die Qual der leidenden Menschheit litt, daß mein Herz weinte, dann lachte der Haufe. Alles, was ich heilig und ernst nahm, wurde vom Schicksal in Spott und Hohn gewandt. Wenn ich wohlwollte, that ich übel! So nahm ich denn das kynische Leben kynisch. Glaube mir: es verdient nichts Besseres! Swedenborg hat wohl Recht: Das Leben ist eine Hölle und die Menschen sind Teufel; denn unsere Aufgabe scheint zu sein, einander zu quälen, die Liebsten und Nächsten zu quälen."

„Ist Dir nichts heilig?"

„Nein, ich habe nichts Heiliges gesehen, das sich nicht unheilig gezeigt hätte; nichts! Und wenn man vom Weinen müde geworden ist, lacht man. Das ist immer noch besser, als ausgelacht zu werden, wenn man Thränen im Auge hat."

„Armer Gustav!"

„Oui, Monseigneur! Verbrenne den Kranz; dann gehen wir hinunter und frühstücken! . . . Es wird lustig sein, zu sehen, wie mein Vetter Ludwig mit dem souverainen Volke Komoedie spielt."

„Nimm Dich in Acht!"

„Ach was!"

Er drehte sich auf seine gewöhnliche Art um; diese Geberde sollte bedeuten, daß er Allem gleichmüthig den Rücken kehre; vielleicht auch, daß er lächelnd, in einer Pirouette, über Dornen und Steine tanze.

Stockholm. August Strindberg.

# Buch der Jugend.

**Buch der Jugend. H. Heller & Co. Wien. 10 Bogen. Preis: 1 Krone. (Wirklich nur: eine Krone; nur achtzig Pfennige für einen Band von zehn Bogen. Dieser merkwürdige, unter dem Patriarchenbart nie alternde Herr Herman Bahr muß immer was Besonderes haben. Jetzt möchte er, daß jeder Gymnasiast sein neues Buch in der Tasche trage. Darum giebt er den Band so billig, in dem er allerlei ältere Arbeiten noch einmal ans Licht bringt. Aufsätze über das „wirkliche Leben“, die Wahlen in Oesterreich, den Finger Gottes, über Gottfinder, Mütter, Musik und Lecture; Charakteristiken Beethovens, Stelzhamers, Olbrichs und Anderer. Ob die Gymnasiasten das Buch, das im Weihnachtmonat erscheinen soll, lesen werden, mag zweifelhaft sein; daß den Erwachsenen der Band manche Stunde guter Anregung bereiten wird, ist gewiß. Im November sind von Bahr übrigens bei S. Fischer zwei Bände erschienen: ein Novellenbuch und der Roman „Die Rahl“.)**

An Herrn Karl Moser (den kleinen Sohn des Künstlers Kolo Moser).

Nun trittst Du heute, lieber Karl, schon ins dritte Jahr. Zwei ganze Jahre, denk, bist Du schon alt! Da will ich Dir dies Buch, welches der Jugend ist, zuschreiben, um meine Hochachtung für Dich auszudrücken. Diese ist um ein Jahr jünger als Du. Voriges Jahr begann sie, hier auf dem Semmering, in Eurem Garten, rechts vom kleinen Teich, an den Rosen. Da stand ein weißes Wagerl, Du lagst zappelnd, die Sonne schien. Die Sonne, der Teich, die rothen Rosen, das weiße Wagerl, Deine zappelnden Beine, der Kies: dies Alles war so hell, hatte aber einen dunklen Punkt, nämlich jene düster hütende Dame bei Dir, welche Du die Nänä nennst. Als sie nun mich erblickte, der, vom blauen Hause her, auf Deine Karosse los kam, trat ihr großer, breiter schwarzer Schatten vor Dich hin, griff nach Deinem Kappl und zog das Kappl und schwang das Kappl, auf mich zu, und bog Dir den Kopf vor und sprach: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Eigentlich aber sprachs sies nicht, sondern sang es mehr, in einem frömmelnden, halb lockenden, halb klagenden Ton, daß es wie eine lullende Litanei durch die glitzernde Luft floß: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Doch da begab es sich, daß Dir Dies gar nicht einfiel; sondern Du bekamst ein rothes Gesicht vor Zorn und die dicken Patschen ballten sich zur Faust; bös warst, Das sah man, während sie, mit Deinem Kappl winkend, immer noch grinsend bat, in jener tückischen, süßen Freundlichkeit, die die Nänäs in der ganzen Welt haben: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Es half ihr nicht. Du wolltest nicht. Siehst Du: Dies hat Dir meine Hochachtung zugezogen. Da begann sie. Und deshalb sei Dir heute, lieber Karl, dies Büchl dargebracht, das zur Jugend geht. Denn ich bin Der, weißt Du, der in Oesterreich auf der anderen Seite des Wagerls steht und gegen die Nänäs ist und eine andere Litanei für die Jugend hat, nämlich die: „Mach keinen Diener, Karl! Nie sollst Du und Niemandem den Diener machen!“ Natürlich sind da die Nänäs alle sehr böse auf mich; und die Nänäs glauben ja noch, die Macht in Oesterreich zu haben. Es ist aber eine zer-

schossene und durchlöcherte Macht, die sie in den dürren, alten Händen haben, und morgen wird sie in den Staub gesunken sein. Und wenn dann die Nänäs vertrieben sind und Keiner mehr einen schönen Diener macht, dann werden aus Euch Menschen werden. Auf diese Menschen warte ich. Und mein ganzes Sein und Thun ist immer nur ein solches athemlos ausgestrecktes Warten auf die menschlichen Menschen in Oesterreich. Beeilt Euch doch ein Bischen, beeilt Euch, heranzuwachsen; ich habe nicht mehr so viel Zeit. Ich möchte so gern erleben, daß eine Jugend kommt, die mich erkennt und spricht: „Seht, da ist Der, der auf Oesterreich gewartet hat!"

Denn wenn Dir die Nänäs sagen, daß ich ein schlechter Oesterreicher sei: Das ist eine Lüge, lieber Karl. Ich bin nur kein „Patriot". Ein „Patriot" ist, wer so wenig von unserem Land und seinen Leuten hält, daß er ihnen nicht zutraut, an Europa theilnehmen zu können, sondern es nöthig findet, sie noch in den alten barbarischen Zuständen wilder Vergangenheiten zum Schutze zurückzuhalten. Wenn der „Patriot" von Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit hört, sagt er: „Wissens, geehrter Herr, Das wär Alles recht schön, aber bei uns geht Das halt nicht; wir sind noch nicht so weit." Ich aber meine Dies nicht, sondern meine: Wir sind schon so weit, wir könnten es schon wagen, zu Europa zu gehören. Deshalb bin ich kein „Patriot". Ja, ich meine sogar, daß wir, in der Wirthschaft, in den Künsten, in der Wissenschaft, überall, an Geist, Talent und Gemüth so stark sind, es mit allen Völkern aufzunehmen und in freier Menschlichkeit neben allen zu bestehen. Wenn wir trotzdem bei den anderen wenig Achtung haben, sie überall vorlassen müssen und immer noch im Winkel sind, so muß es an unseren Einrichtungen sein, die uns den Athem nehmen. Diese sind nämlich so, daß sie den Oesterreicher hindern, die Kraft zu haben, die er hat. Mich aber quälts, Jedem anzusehen, wie er durch sie reduzirt wird, und wenn ich im Auslande dem nachsichtigen Lächeln begegne, das Jedem erscheint, der sich als Oesterreicher bekennt, wird mir heiß vor Wuth und Scham und ich möchte weinen, daß wir ihnen nicht zeigen können, wer wir sind und was wir haben. Aber die „Patrioten" lassen es ja nicht zu, weil, sagen sie, „Das lauter solche überspannte Ideen sind, die für unser armes Land nicht taugen". Nein, ein solcher „Patriot" bin ich gar nicht, ich danke sehr; erst wenn diese „Patrioten" ausgerottet sind, wird unser großes, starkes, wunderbares Oesterreich, das jetzt nur in unserer Sehnsucht, in unserer inneren Gewißheit ist, erst dann wird es erscheinen. So lange muß es warten. Es wartet auch auf Euch, Karl! Es wartet auf die Jugend. Auf eine andere Jugend: die jung sein wird.

Ich kann Euch nur wünschen: Habt den Muth zu Oesterreich! Seit Jahren rufe ich hinaus: Habt den Muth zu Oesterreich! Noch mein letztes Wort wird sein: Habt den Muth zu Oesterreich! Oesterreich ist noch nirgends als in unserer Sehnsucht und in unserer Zuversicht. Tief in den arbeitenden Menschen versteckt ist Oesterreich. Eine junge Jugend muß kommen, es zu heben. Dann wird, wenn es erscheint, von unserem frohen Wesen ein Leuchten über die Völker sein. Schlagt die „Patrioten" tot, auf daß endlich Oesterreich leben kann! Glaubt an Oesterreich! Hofft auf Oesterreich! Denn Oesterreich ist in Dir, Jugend! Sei nur, was Du bist, lasse von Dir nicht ab und lerne Dein Wesen vollbringen, mit geballter Faust!

Semmering. Herman Bahr.

# Reich und Bundesstaaten.

Artikel 70 der Verfassung des Deutschen Reiches lautet: „Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. So weit die Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen." Dieser Artikel ist das böse Schicksal der deutschen Reichsfinanzen geworden. Er stabilirt die Abhängigkeit des Reiches von den Bundesstaaten und hat schließlich die Umkehr dieses Verhältnisses bewirkt. Er ist schuld daran, daß das Reich Hunderte von Millionen Mark sich selbst entzog und diesen Verlust dann durch ein plump ausgebildetes System des Schuldenmachens zu korrigiren versuchte. Der berüchtigte Artikel 70 handelt von den Matrikularbeiträgen, die auch in schlechtem Ruf stehen. Sie boten den Anlaß zu der Franckensteinschen Klausel, die im Jahr 1879 das Licht des Reichstages erblickte. Und der letzte Versuch, das System der Matrikularbeiträge zu modernisiren und sie mehr zum Objekt praktischer Finanzwirthschaft als zum Gegenstande der Kritik zu machen, ging von dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherrn von Stengel, aus. Die Lex Stengel vom Mai 1904 schnitt der liebenswürdigen clausula Franckenstein zwar Arme und Beine ab, ließ aber den Kopf unberührt. Und so erfreuen wir uns heute noch einer Institution, die aus den Tagen stammt, da der Begriff „Deutsches Reich" zur hohlen Formel hinabgesunken war, mit der man keinen erwachsenen Menschen aus dem Bau locken konnte. Das alte Römische Reich Deutscher Nation war ein in sich morscher Körper, der nicht die Kraft besaß, auch nur den geringsten Finanzbedarf zu befriedigen. Da mußten denn die von den Reichsangehörigen aufzubringenden Matrikularbeiträge die Mittel zur Deckung außergewöhnlicher Ausgaben liefern. In erster Linie kamen hier die Gelder zum Kriegführen in Betracht. Der Deutsche Bund übernahm die Einrichtung der „Beiträge" für Fälle außerordentlichen Bedarfs; und so sind sie in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und von der in die Reichsverfassung gekommen, wo sie ein parasitäres Dasein führen. Sie zehren am Ansehen des Reiches, das, im letzten Grunde, auf seinem Kredit beruht. Und wir haben ja eben erst gehört, wie thöricht man in England und Frankreich die Finanzlage des Deutschen Reiches beurtheilt.

Durch die mangelhafte Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten ist ein großer Theil der Misere, unter der wir leiden, bewirkt worden. Fünf verschiedene Versuche wurden (seit 1879) unternommen, um die Finanzen des Reiches zu reorganisiren; und jeder Versuch endete mit einem Fiasko. Daran war nicht allein Mangel an Sparsamkeit schuld, sondern auch die Zähigkeit, mit der man an der Franckensteinschen Klausel festhielt. Auch der Entwurf des Schatzsekretärs Sydow beseitigt die Matrikularbeiträge nicht; vereinfacht sie aber: als einzige Ueberweisungsteuer sollen die Reineinnahmen aus dem Zwischenhandel des Reiches mit Branntwein bestehen bleiben. Die Voraussetzung ist natürlich, daß der Reichstag das Reichsbranntweinmonopol annimmt. Die Matrikularbeiträge haben eine merkwürdige Entwickelung hinter sich; ursprünglich waren sie, wie aus dem Passus „so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind" hervorgeht, als

eine provisorische Einrichtung gedacht. Die Einzelstaaten sollten zahlen, sobald die Einnahmen des Reiches zur Deckung der Ausgaben nicht langten. Dann kam das zweite Stadium mit der Franckensteinschen Klausel. Die Bundesstaaten sollten nun den Löwenantheil an den Einnahmen haben, während das Reich sich mit einer fixirten Summe aus dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer begnügen mußte. Damit brach die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Reiches an, das finanziell zum bloßen Schemen herabgewürdigt wurde. Denn die clausula Franckenstein verkündete den Grundsatz: Erst die Bundesstaaten, dann das Reich. Die „Ueberweisungen“ eines Hauptheils der Reichseinnahmen an die Einzelstaaten (außer den Zöllen und der Tabaksteuer wurden später in die Franckensteinsche Klausel noch die gesammten Branntweinsteuern und die Reichsstempelabgaben einbezogen) sollten dem Reichstag die Möglichkeit bieten, sich in den jährlich festzusetzenden Matrikularbeiträgen einen „beweglichen Faktor“ der Reichseinnahmen zu sichern. Hätte man einfach gesagt: „Dem Reich bleibe, was des Reiches ist, und die Bundesstaaten mögen mit ihren Erträgen schalten, wie sie wollen“, dann hätte der Reichstag auf der Habenseite der Bilanz nichts mehr zu bestimmen. Die wäre dann eben durch die jeweilige Höhe der Einnahmen bestimmt; und das „Bewilligungrecht“ käme nur bei den Ausgaben zu Wort. Da das deutsche Parlament aber als sein vornehmstes Recht betrachtet, das Budget Jahr vor Jahr im Soll und im Haben festzusetzen, so mußte die Möglichkeit offen gelassen werden, auch auf die Einnahmen Einfluß zu gewinnen. Das Mittel zu diesem Zweck sind die Matrikularbeiträge, deren Höhe sich erstens nach der Summe der Ueberweisungen des Reichs an die Bundesstaaten und zweitens nach dem Bedarf der Reichskasse richtet. Mit den wachsenden Einnahmen aus Zöllen und Abgaben hat das Reich seinen Status nicht verbessert; der ist immer schlechter geworden; denn die vermehrten Ueberschüsse werden den Bundesstaaten überwiesen, die sie allerdings in der Gestalt von Matrikularbeiträgen an das Reich zurückschieben. Aber die Form, in der Das geschieht, ist eben ein Zeichen der Abhängigkeit und Schwäche der Centralstelle. Der Artikel 70 der Reichsverfassung sollte das Motto tragen: „Lerne leiden, ohne zu klagen.“ Auf diese dem Reich aufgezwungene Resignation waren alle Versuche, die Finanzen zu reformiren, bestimmt. Vielleicht bringt Einer Humor genug auf, über die in ihrer Komplizirtheit beinahe komische Art der Finanzgebahrung zwischen dem Schatzamt in der Wilhelmstraße und den fünfundzwanzig Finanzministerien in den Einzelstaaten lachen zu können. Das ist nämlich so Etwas wie ein Schieberamsch: erst schiebt das Reich den Staaten die „Ueberweisungen“ zu, dann schieben die Staaten die Ueberweisungen wieder zurück. Man kompensirt; und nur die „Spitzen“ werden wirklich bezahlt. Das sind die über den durch Ausgleich getilgten Betrag hinausgehenden Ansprüche der Reichskasse. Bis ins Jahr 1897 haben die Einzelstaaten vom Reich mehr bekommen, als sie zurückzahlten. Seitdem aber sind die Matrikularbeiträge stets größer gewesen als die den Bundesstaaten überwiesenen Summen. Daß dieser Umstand die Begeisterung für das Reich nicht gestärkt hat, läßt sich denken. In München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe gilt das Reich als lästiger Kostgänger, dem man in den Bundesparlamenten die unfreundlichsten Zeugnisse ausstellt. „Wozu haben die Deutschen eigentlich das Reich, wenn sie sichs nichts kosten lassen wollen?“ So fragte einmal ein Ausländer, der mit ungeheucheltem Erstaunen die Verhandlungen eines Landtages über die finanziellen Beziehungen zwischen dem Präsidium und den Mitgliedern des Bundes verfolgt hatte.

•

Die Nachtheile der Franckensteinschen Klausel sollten durch die Lex Stengel beseitigt werden. Durch dieses Gesetz wurde bestimmt, daß die Einnahmen aus den Zöllen und der Tabaksteuer unverkürzt dem Reich verbleiben und nur noch der Reinertrag der Branntwein-Verbrauchsabgabe, der Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer und verschiedener Stempelabgaben an die Bundesstaaten zu überweisen sei. Ein wirklicher Fortschritt war damit nicht gemacht. Statt der 600 Millionen wurden nur noch 400 Millionen hin und hergeschoben: Das war Alles. Die genial ausgedachte Umbucherei blieb bestehen und wird weiter, als Zeichen unzulänglicher Würdigung des Reichsgedankens, die „Organisation" unserer Finanzen zieren. Die Vorlage des Schatzsekretärs Sydow bringt nämlich, wie ich schon sagte, für die Matrikularbeiträge nur die eine Neuerung, daß die Ueberweisung der Stempelabgaben gestrichen und der hinüberzuschiebende Posten auf den Branntweinhandelsertrag beschränkt werden soll. In Zahlen ausgedrückt, heißt Das: Künftig werden nicht mehr 400 Millionen, sondern nur noch 220 Millionen geschoben. Die Matrikularbeiträge sind das gesegnete Thier, dem man den Schwanz Stück vor Stück abhackt. Eine Festsetzung des Höchstbetrages der von den Einzelstaaten zu leistenden Emolumente würde die Lage des Reiches noch unbequemer machen; denn bei einem Fehlbetrag von zwei Milliarden für das nächste Jahrfünft (nach der Berechnung den Reichsschatzamts) wäre heute noch nicht vorauszusehen, wie hoch die Anforderungen des „Kostgängers der Bundesstaaten" sich stellen können. Hinzu kommt noch, daß für unproduktive Zwecke keine Anleihen aufgenommen werden sollen. Die Voraussage, daß nach Ablauf von fünf Jahren die fünfte Milliarde der Reichsschulden voll sein werde, hat, trotzdem die Zinszahlung leicht wäre, nicht nur Herrn Sydow einen gewaltigen Schrecken eingejagt.

Seit dem Jahr 1890 hat sich die Reichsschuld fast vervierfacht und es war nicht möglich, auch nur den kleinsten Theil der Summe zu tilgen. Das ist das bedenkliche Moment: die Unmöglichkeit rationeller Anleihetilgung, wie sie in mustergiltiger Weise England durchgeführt hat. Obwohl die jährliche Tilgungsquote bei uns nur auf $^3/_5$ Prozent festgesetzt wurde, hat man noch gar nicht angefangen. Auf die unerfreuliche Seite des Reichsschuldenwesens gehört auch der hohe Betrag der Schwebenden Schuld, die, nach amtlicher Auslegung, nur eine „verschleierte dauernde Schuld" ist. Nichtfundirte Schulden dürfte es in geordneten finanziellen Verhältnissen überhaupt nicht geben. Der Pump von heute auf morgen gehört mehr zu den Requisiten südöstlicher Staatskunst als nach Mitteleuropa. Aber im Deutschen Reich hat sich das System eingebürgert, weil die Matrikularbeiträge das chronische Defizit zur öffentlichen Einrichtung machten Und Fehlsummen lassen sich eben nicht immer durch die Heranziehung der Einzelstaaten decken. Die verfügen auch nicht über unerschöpfliche Einnahmequellen; mehr als einmal haben sie versagt.

Das Reich soll nun keine Schulden mehr machen und für die allmähliche Beseitigung der alten Anleihen sorgen; es soll ferner seine Einkünfte vermehren, unter gleichzeitiger Erhöhung der von den Einzelstaaten zu leistenden Beiträge; die Einzelstaaten erhöhen ihre Steuern, um sich für die Mehrleistung an das Reich zu kräftigen. Nicht nur zu diesem Zweck; aber auch an ihn muß man denken. Die Finanzlage der Einzelstaaten ist für das Reich natürlich von höchster Bedeutung; denn sie sind das Rückgrat im Reichskörper. Wenn das Reich einmal in ernstliche Schwierigkeiten geriethe, müßten die Bundesstaaten für Alles aufkommen. Das

ergiebt sich aus der Struktur des Gesammtkörpers von selbst. In der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt die Zusammengehörigkeit des Ganzen und seiner Theile noch heller ans Licht als im Deutschen Reich, weil die Selbständigkeit der einzelnen Glieder von außen nicht so sichtbar ist. Die Einzelstaaten dürfen in ihren Einkünften nicht auf Kosten des Reiches geschmälert werden, weil sie Pflichten zu erfüllen haben, für die das Reich nicht aufkommen könnte. Streicht man die Ueberweisungen an die Staaten, so wird deren Einkommen nicht verkürzt; denn die ihnen von der Reichskasse überwiesenen Millionen müssen die Einzelstaaten ja, in der Gestalt der Matrikularbeiträge, an den Absender zurückgehen lassen. Die Boten des deutschen Volkes wollen sich aber zu dieser Streichung nicht entschließen. Sie fürchten die Antastung ihres Budgetrechtes und fordern wenigstens ein Aequivalent. Das soll in der Einführung einer Reichseinkommensteuer bestehen. Damit kommen wir wieder auf den erwähnten Artikel 70 der Reichsverfassung zurück, der von „Reichssteuern" spricht. Gemeint sind natürlich direkte Reichssteuern; denn indirekte giebts ja schon längst. Die wichtigste direkte Reichssteuer wäre die Einkommensteuer, die jetzt den Einzelstaaten vorbehalten ist. Die sind zum guten Theil auf direkte Steuern angewiesen, weil die wichtigsten indirekten Abgaben dem Reich zufließen. Die Einkommensteuer ist im Vermögen der Staaten auch ein „beweglicher Faktor", den sie brauchen, um sich mehr Geld zu schaffen. Da nun die Einzelstaaten, um ihre sozial-, finanz- und wirthschaftpolitischen Pflichten erfüllen zu können, wachsende Aufwendungen machen müssen, brauchen sie die „dehnbare" Einkommensteuer. Die Summe der direkten Steuern, die den deutschen Bundesstaaten im Jahr 1907 zugeflossen sind, belief sich auf rund 540 Millionen. Für den Wegfall dieses Postens müßte Ersatz geschafft werden. Der wäre nur in neuen Anleihen zu finden. Die Schulden der Einzelstaaten würden sich also, über ihre normale Vermehrung hinaus, alljährlich um den Betrag erhöhen, der sonst durch die Einkommensteuer aufgebracht wurde. Die Minderung der Einnahme würde von einer Erhöhung der Schuldenlast begleitet. Die Gesammtschuld der Einzelstaaten beträgt etwa 19 Milliarden. Das ist kein allzu hoher Betrag; aber er trägt doch schon Hochgebirgscharakter, der vor den Gefahren allzu kühner Klettertouren warnt. Das Reich könnte einem Absturz nicht ruhig zusehen; denn es ist an die Bundesstaaten angeseilt und damit, unrettbar, mit deren Wohl und Weh verkettet. Eine Reichseinkommensteuer würde eine finanzielle Schwächung der Reichsangehörigen bringen, die vermieden werden muß. Und es ist gar nicht einzusehen, warum es nicht ohne Aequivalent gehen soll. Der Reichstag behält sein Budgetrecht auch, wenn die Einnahmen seiner Ingerenz entzogen sind. Denn so lange er über die Ausgaben zu bestimmen hat, ist er de facto Herr des Etats. Man stelle also das Reich auf eigene Füße, beseitige die Matrikularbeiträge und beschränke die finanzielle Mitwirkung der Einzelstaaten auf die Fälle außerordentlichen Bedarfes, über die vom Parlament zu entscheiden wäre. Dann bliebe dem Reichstag ein großer Einfluß auf die Einnahmequellen des Reiches gewahrt und die beschämende Thatsache ständiger Alimentirung durch die Einzelstaaten könnte verschwinden. Wird außerdem für eine rationelle Schuldentilgung gesorgt, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn das Deutsche Reich nicht endlich einmal so weit in die Höhe käme, daß es sich in seinem Hause selbst ehrsam und auskömmlich zu ernähren vermag. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*







Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.